

## 7. Ernst Jünger: Idealismus ohne Idee

---

**Feuertaufe.** Von allen reaktionären Autoren, die hier besprochen werden, ist Ernst Jünger wahrscheinlich der, für den das Motiv des Krieges und des Kampfes die konkreteste Bedeutung hat. Sie alle schwadronieren unentwegt von Kampf und Krieg, und sie meinen damit irgendeine Form von brutaler Auseinandersetzung, in der alles auf dem Spiel steht. Doch diese literarische Evokation des Kampfes ist, wie sich zeigen wird, wesentlich eine rhetorische Strategie. Es gilt, ein bestimmtes Gefühl hervorzurufen, ein solches, in dem man sich der Wirklichkeit versichern kann. Das ist mal, wie bei Schmitt, dem Anschein nach formal und allgemein gesprochen, mal wie bei Heidegger eine Begegnung des einsamen Daseins mit seinem eigenen Tod, mal wie bei Rand eine Rechtfertigung des kriegerischen Charakters einer der freien Wirtschaft verpflichteten Gesellschaft, deren eigentlicher Krieg am Ende zwischen denen besteht, die dieser Freiheit gewachsen sind, und dem Rest. Das sind mehr oder weniger abstrakte, in jedem Fall aber eher bildhafte Verwendungsweisen der Begriffe von Kampf und Krieg. Nicht so bei Jünger. Es ist in aller Schärfe und Brutalität die Erfahrung des Ersten Weltkrieges, die Jünger tief geprägt hat und die sich, so scheint es mir, durch all seine Werke zieht und seine spezifische Form von reaktionärem Gestus bestimmt, so wie andererseits seine Selbststilisierung und seine Romantisierung des Krieges erheblich für seine Bedeutung in reaktionären Zirkeln verantwortlich ist.

Sofort würden die Mitglieder solcher Zirkel Einspruch erheben: Jünger sei, so wiederholt man da gerne, um den vermeintlichen Vordenker jedem Verdacht zu entziehen, alles andere als romantisierend. Haben nicht Erich Maria Remarque und André Gide die Ehrlichkeit und Nüchternheit seiner Schilderung gelobt? Es ist wahr: Man muss hier genauer unterscheiden. Die Vielfalt der literarischen Formen, deren sich Jünger bedient hat, ebenso wie die Entwicklung seines Denkens fordern eine differenziertere Betrachtung, die ich hier anhand seiner Werke wenigstens cursorisch leisten will.

Man muss mit dem Erstlingswerk beginnen, das Jüngers Ruhm mit einem Schlag begründet hat: *In Stahlgewittern*, eine ausführliche Darstellung von Jüngers Zeit als Soldat und dann als Offizier im Ersten Weltkrieg, die bereits 1920 erschienen ist, damals noch mit dem Untertitel *Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers*. Der Untertitel ist insofern irreführend, als zwar die Substanz des Textes ganz offenkundig auf Tagebuchaufzeichnungen beruht; die Fülle der Details der Landschaften, Menschen und Manöver beweist

das eindrucksvoll. Es ist aber ebenso offenkundig, dass man es mit einem bereits literarisch aufbereiteten Tagebuch zu tun hat. Das ist natürlich überhaupt kein Problem: Deshalb ist der Text nicht mehr oder weniger wahr. Man muss sich aber eben erinnern, dass man es mit einem literarischen Text zu tun hat und nicht primär mit einem historischen Dokument.

Wenn Jünger Realismus oder Sachlichkeit attestiert wird, denkt man sicher vor allem an dieses Buch. Es ist wahr, dass seine Schilderung der Kriegsrealität bezüglich der Tatsachen nichts beschönigt. Die Brutalität, mit der der Krieg seine Opfer fordert, tritt auf jeder Seite entgegen. In der Tat ist es sogar eine neue Form, eine neue Qualität von Brutalität, die sich in dieser neuen Form von Krieg äußert. Jünger gibt sich gelegentlich die Mühe, eine erste theoretische Einordnung dieser neuen Art der Kriegsführung zu geben: von der alten Feldschlacht über den Stellungskrieg und die Materialschlacht bis zur »mechanischen Schlacht«, »deren Bild jedoch nicht mehr zur vollen Entfaltung kam«.<sup>1</sup> Diese Bemerkung ist nicht ohne Bedeutung in Bezug auf das, was Jünger später ins Zentrum rücken wird. Vorerst jedoch ergeht er sich in teilweise langwierigen und auf die Dauer auch ermüdenden, immer aber äußerst präzisen und detailreichen Beschreibungen seiner Erlebnisse. Es ist eben diese Genauigkeit und Geduld, die den von Jünger-Apologeten gern berufenen Umstand begründete, dass sich Autoren wie André Gide oder Erich Maria Remarque anerkennend auf die *Stahlgewitter* beziehen konnten. Es gibt dort vieles zu lernen, und nicht zuletzt lässt sich immerhin ein anfänglicher Eindruck davon gewinnen, wie es sich wohl angefühlt haben mag, Wochen, Monate, Jahre in einem Krieg zuzubringen, in dem irgendwann eine kaum bewegliche Front sich kilometerweit durch ein ununterbrochenes Wummern ankündigt, das vielleicht auch mal schwächer wird, doch nur, um umso gewaltsamer anzuschwellen, selbst wenn man meint, es könne nicht mehr lauter werden; wie das ist, wenn die Front die Nächte mit dem roten Schimmer der Abschüsse erhellt, in den hier und da als Farbtupfer die Leuchtraketen eingestreut sind; wie desorientierend, befremdlich, alpträumhaft es ist, über die von Nebeln und Giftgasen überwaberten Felder zu irren<sup>2</sup> oder sich in unbesetzten feindlichen Gräben zu verlaufen;<sup>3</sup> wie die konstante Bedrohung, der Lärm,<sup>4</sup> die Schlaflosigkeit, die Kälte,<sup>5</sup> auch die Langeweile die Soldaten Tag für Tag und Nacht für Nacht auslaugt. Jünger spart auch keine noch so widerwärtigen Details aus, und das ist sicher eines der Verdienste des Buches.<sup>6</sup> Der Weltkrieg erscheint auf einer Ebene des Textes als eine riesenhafte Zerstörungsmaschine, der nichts, aber auch gar nichts widerstehen kann:

1 Jünger: In *Stahlgewittern*. 72.

2 Ebd. 118.

3 Vgl. etwa 118. 197.

4 »Zuweilen wurde das Ohr durch einen einzigen, von Flammerscheinungen begleiteten höllischen Krach völlig betäubt. [...] Doch diese Geräusche sind leichter beschrieben als ausgestanden, denn das Gefühl verbindet jeden Einzelnen des schwirrenden Eisens mit der Idee des Todes [...].« (83)

5 Nicht nur die physische: »Die Landschaft strahlt in der Nacht eine eigentümliche Kälte aus; diese Kälte ist von geistiger Art.« (46)

6 So beschreibt er, wie bei einem Angriff der Fuß ins Fleisch der früher oder auch gerade eben Gefallenen tritt, ebd. 100.

Der Hohlweg und das Gelände dahinter war mit Deutschen, das Gelände davor mit Engländern bestreut. Aus den Böschungen starteten Arme, Beine und Köpfe; vor unseren Erdlöchern lagen abgerissene Gliedmaßen und Tote, über die man zum Teil, um dem steten Anblick der entstellten Gesichter zu entgehen, Mäntel oder Zeltbahnen geworfen hatte. Trotz der Hitze dachte niemand daran, die Körper mit Erde zu bedecken.

Das Dorf Guillemont schien spurlos verschwunden zu sein; nur ein weißlicher Fleck im Trichterfelde deutete noch die Fläche an, auf welcher der Kreidestein der Häuser zu Staub zermahlen war. Vor uns lag der wie ein Kinderspielzeug zerknüllte Bahnhof; weiter hinten der in Späne zerrissene Wald von Delville.<sup>7</sup>

Immer wieder wird diese Vernichtungsgorgie, die alles menschliche Maß übersteigt, in den Rang des *Elementaren* gerückt.<sup>8</sup> Der Titel bringt es schon zum Ausdruck: Dieser Krieg ergießt sich über die Einzelnen wie eine blinde ursprüngliche Kraft, wie ein Gewitter oder ein Vulkanausbruch, in Wahrheit nur viel unerbittlicher. Diese neue Elementare ist von solcher Wucht, Brutalität und Dauerhaftigkeit, von solcher *Totalität* – um diesen später bei Jünger wichtigen Begriff vorwegzunehmen –, dass es kein Zufall ist, wenn die Menschen, die in seine Gewalt geraten, darüber den Verstand verlieren. »Die Fähigkeit des logischen Denkens und das Gefühl der Schwerkraft schienen aufgehoben. Man hatte das Empfinden des Unentrinnbaren und unbedingt Notwendigen wie einem Ausbruch der Elemente gegenüber. Ein Unteroffizier des dritten Zuges wurde tobsüchtig.«<sup>9</sup>

Der Wahnsinn, der die Soldaten in der Schlacht überfällt, ist folgerichtig und nur die höchste Zuspitzung dessen, was in allen Erfahrungen im Krieg mitschwingt: dass das nicht mehr mit den Maßstäben und Kategorien der Friedenswelt, des bürgerlichen Denkens, der philosophisch wie pragmatisch verstandenen Vernunft erfasst werden kann. Mehr als in anderen Kriegen bricht in diesem etwas über die Menschen herein, was endgültig ihre Gewissheiten niederbombt. Die Zerstörung ist nicht nur eine der Erde, der Städte und der Leiber, sondern ganz grundsätzlich auch eine alles bisher Dagewesenen, noch im historischen oder geistigen Sinn.<sup>10</sup>

7 Ebd. 102. Ähnlich eindringlich ist auch die Schilderung eine Wüstenei und Walstatt auf 204.

8 Z.B. 81. 235. 237.

9 99. Ähnliches auch 177. 237.

10 Eigentlich ist die ganze Sache in ein paar Absätzen erledigt: Von der großen, romantisch-patriotischen Begeisterung der Freiwilligen: »Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. In einem Regen von Blumen waren wir hinausgezogen, in einer trunkenen Stimmung von Rosen und Blut. Der Krieg musste es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche.« (7) Über die Desillusionierungen des sich hinziehenden Grabenkrieges (15) bis zur Entwirklichung der Vorkriegswelt: »Es scheint, als ob man das geträumt hätte – unglaublich fern.« (47) Remarque bringt dieselbe Erfahrung zum Ausdruck. Sein Paul Bäumer ruft aus: »Wenn ich darüber nachdenke [...] so möchte ich, wenn ich das Wort Friede höre, und es wäre wirklich so, irgendetwas Unausdenkbares tun, so steigt es mir zu Kopf. Etwas, weißt du, was wert ist, dass man hier im Schlamassel gelegen hat. Ich kann mir bloß nichts vorstellen. Was ich an Möglichem sehe, diesen ganzen Betrieb mit Beruf und Studium und Gehalt und so weiter – das kotzt mich an, denn das war ja schon immer da und ist widerlich.« (Im Westen nichts Neues. 83)

Für unser Thema ergeben sich hieraus bereits zwei wichtige Konsequenzen bzgl. Jüngers: Erstens findet man bei Jünger nur noch ansatzweise ein Gefühl, das ich bei anderen Autoren zentral herausarbeiten werde und das eine der Kernkomponenten des reaktionären Empfindens darstellt: nämlich das Gefühl einer Falschheit, gar einer Irrealität der vorfindlichen und vorgeblichen Realität. Man findet exakt diese Komponente einfach deshalb kaum mehr bei Jünger, nicht weil sie keine Rolle spielt, sondern ganz im Gegenteil weil sie durch die Kriegserfahrung maximale Bestätigung erfahren hat. Dass die Welt der Berufe und Tugenden, der Worte und Verhandlungen etc. falsch ist, muss Jünger nicht vage empfinden. Es ist ihm aus den Knochen geschossen worden. Es bedarf hier keiner philosophischer Begründungen mehr, wo die brutale Kraft die Masken niedergerissen hat.

Zweitens ist damit klar, dass es kein Zurück mehr gibt. Noch extremer als manche andere Reaktionäre ist Jünger Vertreter eines rücksichtslosen »Progressismus« – ein Progressismus natürlich, der nichts mit Emanzipation zu tun hat, sondern deutlich faschistische Züge tragen wird. Die Erfahrung des Krieges hat etwas endgültig abgeschnitten, gekappt. Zumindest die früheren Texte Jüngers, bis zum *Arbeiter* auf jeden Fall, sind frei von allen nostalgischen Elementen.

Der Krieg markiert damit das Ende der Welt, die ihm vorherging: der politischen, sozialen, ökonomischen, kulturellen Welt wie der Welt des Einzelnen. Fortan wird man alles von diesem Krieg aus sehen und beurteilen müssen. In *Stahlgewittern* versucht von diesem neuen, anderen, alles hinwegfegenden Krieg und von dem, was er mit den Soldaten macht, Zeugnis abzulegen. Oft genug gelingt Jünger das, der Erfolg des Buches kommt nicht von Ungefähr. Immer wieder werden die widersprechenden Gefühle beschrieben, die die Soldaten ereilen, gewissermaßen die Asymptoten des Wahnsinns, in dem sich die Totalität des Krieges zuspitzt: Hier entsteht eine Form von Grauen, die nichts Vergleichbares kennt, ein Grauen, das ans Lachen und damit eben an den Wahnsinn grenzt:

Ich machte hier, und während des ganzen Krieges eigentlich nur in dieser Schlacht, die Beobachtung, dass es eine Art des Grauens gibt, die fremdartig ist wie ein unerforschtes Land. So spürte ich in diesen Augenblicken keine Furcht, sondern eine hohe und fast dämonische Leichtigkeit; auch überraschende Anwandlungen eines Gelächters, das nicht zu zähmen war.<sup>11</sup>

Immer wieder wird das Schlachten durchkreuzt von Affekten, die ihm gegenüber eigenartig inkongruent wirken. »Zwischen den großen und blutigen Bildern herrschte eine wilde, ungeahnte Heiterkeit. An einem Baume lehnte ein bärtiger Landwehrmann: »Jungens, jetzt feste ran, der Franzmann ist im Laufen!«<sup>12</sup> Der Geruch des Giftgases ruft eine »fast hellseherische Erregung hervor, wie sie nur die höchste Nähe des Todes zu erzeugen vermag«.<sup>13</sup> Nach dem mit Not überstandenen Angriff auf einen feindlichen Graben sucht der Körper vergebens Ruhe: »Ich hatte vielmehr ein Gefühl des höchsten und angespanntesten Wachseins, als ob irgendwo im Körper ununterbrochen eine kleine elektri-

11 In *Stahlgewittern*. 96.

12 Ebd. 25.

13 Ebd. 96.

sche Klingel läutete.«<sup>14</sup> Die Augenblicke, bevor die Mannschaft aus dem Graben stürmt, haben gar »etwas Zauberhaftes«. <sup>15</sup> Was Jünger da beschreibt, ist ein permanenter, unüberbietbarer Ausnahmezustand, sowohl mit Blick auf das, was dort geschieht, wie hinsichtlich der affektiven Wirklichkeit: jener Kampf als inneres Erlebnis, wie es ein paar Jahre später heißen wird.

Man wird deshalb wohl nicht weit kommen, wenn man die Beispiele des Fronthumors für das nimmt, was sie unzweifelhaft auch sind: Rohheiten. Dieser »Humor« lässt es sich wohl sein an der Schwäche der Opfer. Das Lachen ist hier Grausamkeit.<sup>16</sup> Es gibt einen Humor, der sich den Menschen in all ihren Schwächen und Dummheiten mitfühlend zuwendet. Nicht so dieser: Der Fronthumor ist ohne alle Wärme. Wollte man das aber einfach zum Objekt eines moralischen Urteils machen, hätte man nichts gewonnen – vom Gefühl der eigenen Überlegenheit abgesehen. Die Rohheit, die sich in diesem Humor ausdrückt, wird man im Gegenteil als einen Effekt des Krieges selbst ansehen müssen. Zwangsläufig werden die Rücksichten nachlassen in solcher Umgebung. Drückt sich im Lachen immerhin noch der Wille zum Leben aus, wird man es niemandem in solcher Lage fortzudemonstrieren suchen. Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich hätte ich auch gelacht.

Die Rohheit ist nicht einfach Verrohung, sondern Reaktion auf und Anpassung an eine rohe Lage. Wie sollte man sonst mit dem alltäglichen Sterben umgehen? So fallen denn auch etwa solche Sätze, die, wollte man sie aus dem Kontext nehmen, zynisch klingen müssten: »In der Regel ging es gut, aber ein oder zwei Opfer griff sich das Schicksal jeden Tag [...].«<sup>17</sup> An anderer Stelle beschreibt Jünger erst den behaglichen Alltag im Graben, der inzwischen zur Heimat geworden war, nur um dann übergangslos zwei Seiten Bericht von blutigsten Verwundungen und Tötungen in demselben anzufügen.<sup>18</sup>

Es kann das alles wahrscheinlich nicht anders sein. Die Normalisierung von Tod und Brutalität zeugt von der großen Kraft des Lebendigen, sich noch im Widrigsten einzurichten – wenn auch um einen hohen Preis. Man muss es Jünger anrechnen, dass er die Ehrlichkeit hatte, dem, was herkömmliche Moral wie Ästhetik nur widerlich finden können, Ausdruck zu verleihen.

Ebenso wenig scheint es mir sinnvoll, Jünger dafür zu kritisieren, dass er bei allem Bewusstsein für das Unmenschliche des Krieges in ihm offenkundig eine Umgebung gefunden hat, in die er nach seinem Empfinden auch hineingehört. Was er einmal über ein paar Kameraden sagt, gilt wohl auch für ihn: »Ihnen macht der Krieg eben Spaß.«<sup>19</sup> Jünger macht der Krieg Spaß, obwohl oder weil (wer kann das schon sagen) er über seine elementare Brutalität im Bilde ist. Es ergibt aber nun keinen Sinn, ihn dafür zu »kritisieren«: Solche Urteile lassen sich leicht fällen, so wie sich alle aus ihnen folgenden Be- und Verurteilungen schnell aussprechen lassen; das ist aber nicht dasselbe wie die Arbeit

14 Ebd. 92.

15 Ebd. 80.

16 Vgl. 69. 241. 243. Allerdings hat gerade die letztere Episode in der Tat etwas Komisches. Das »Opfer« ist hier ein Hase, der schutzsuchend durchs Gefecht springt.

17 Ebd. 61f.

18 Vgl. 53ff.

19 Ebd. 51.

des Verstehens. Und wer könnte von sich schon sagen, dass er nicht auch Spaß am Krieg gefunden hätte, wenigstens zeit- und teilweise? Moral, wenn man es mit ihr halten will, kommt lediglich in der Frage zum Zug, welchen Autor man sich zum Vorbild erküren will.

An einigen Stellen lugt bei Jünger gar so etwas wie ein Zweifel aus den Beschreibungen der Abenteurer, allerdings einer, der sich als Affekt bemerkbar macht (und also gerade nicht als Zweifel): Beim Anblick eines ganz jungen Soldaten, der noch vor Tagen Gegenstand des Spotts seiner Kameraden war und der nun, im Angesicht des Todes, über sich hinauswächst, bricht der erschöpfte und fast aller Hoffnung beraubte Offizier zusammen: »Diese Beobachtung gab mir den Rest. Ich warf mich zu Boden und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, während die Leute düster um mich herumstanden.«<sup>20</sup> An anderer Stelle schildert Jünger die Konfrontation mit der eigenen Täterschaft: jemanden umbringen, selbst im Krieg, das ist eine Enormität, die nur von den Kältesten einfach beiseitegelegt werden kann – so scheint es jedenfalls einem, der das hoffentlich nie erleben wird. Die Worte, die Jünger wählt, sind bezeichnend, und sie führen eben an den Punkt heran, an dem die Einschätzung des Buches sich ändern muss. Er schreibt:

Davor lag mein Engländer, ein blutjunges Kerlchen, dem das Geschoss quer durch den Schädel gefahren war. [...] Oft habe ich später an ihn zurückgedacht, und mit den Jahren häufiger. Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in unsere Träume hinab.<sup>21</sup>

Dieser Jünger, der das Widerwärtigste nüchtern sagt, kann nicht schreiben, was hier Sache ist: dass er den jungen Burschen getötet hatte (stattdessen das eigenartig vertraute »mein Engländer«) und dass er davon Alpträume hat. Der offensichtlichste Lapsus aber hat sich in die Wortwahl eingeschlichen, indem dort, wo »Schuld« stehen müsste, »Trauer« steht. Wieder gilt: Ich kann es Jünger nicht vorwerfen, dass er diese Schuld nicht ausdrücklich machen kann, dass er ausweicht, abschwächt, beschwichtigt: andere, aber sicher auch sich selbst. Es ist nur zu verständlich – soweit man eben verstehen kann, was da passiert, wenn man selbst nicht in dieser Situation gewesen ist. Es deutet sich hier aber, wenn auch noch auf der persönlichen Ebene an, was Jünger zu so einem problematischen Autor macht.

Ganz schematisch gesprochen standen in der Auseinandersetzung mit der Sinnlosigkeit und Brutalität dieses Krieges zwei Wegen offen: Der eine ist der, diese Sinnlosigkeit im vollen Ernst zu nehmen, an ihr anzusetzen, in ihr die letzte Wahrheit über den großen Krieg zu sehen, die von keinem Ergebnis, weder Sieg noch Niederlage, gemildert wird. Es ist dies Remarques Position, der seinen Roman zwar ausdrücklich nicht

20 Ebd. 231. Die Episode schillert eigenartig, da der genaue Grund für den Zusammenbruch eben nicht genannt wird. Ist es die Verantwortung des Offiziers für seine Männer in verzweifelter Lage, die ihn zu Tränen treibt? Oder im Gegenteil das erhebende Bild dessen, der sich gegen alle Widerstände und Erwartungen in männlicher Stärke erweist? Also letztlich eine Aufbereitung mancher dramatischer, den Kampf heiligender Klischees? Was ist das dann für ein Schluchzen Jüngers? Angst, Erschöpfung, Rührung, Resignation oder noch anderes? Es ist wahrscheinlich, dass auch Jünger das nicht weiß; und so schillert die Beschreibung zwischen Aufrichtigkeit und Stilisierung.

21 Ebd. 248.

als Anklage verstanden wissen will, wohl aber als Bericht über eine Generation, »die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam.«<sup>22</sup>

So eine Formulierung aber wäre für Jünger undenkbar, denn dieser schlägt einen anderen Weg ein. Weshalb das geschieht, kann ich nicht sagen; solch eine »Erklärung« muss wohl immer im Ungefähren hängen bleiben. Es lassen sich aber immerhin Elemente angeben, die für sich genommen freilich nicht zwingend sind. Zum einen ist Jünger eben einer, dem der Krieg Spaß macht – wieder fragt man sich, warum das so ist, wieder und diesmal endgültig muss ich passen. Zum anderen lässt sich ein ganz wichtiger Grund immerhin exakt identifizieren, und es ist einer, der auf seine verquere Weise doch einen humanen Impetus hat. Denn der Krieg *muss* sinnvoll gewesen sein. Er muss sinnvoll gewesen sein, weil sonst die Toten umsonst gestorben wären. *Diese* Sinnlosigkeit, dieser Paroxysmus an gewaltsamer Absurdität: dass Millionen junger Männer umsonst ihr Leben verloren haben – das ist etwas, das Jünger nicht ertragen kann, wenn er auch alle Ängste, Angriffe und Schuldgefühle ertragen kann. Es ist nicht ohne Bedeutung, wo die mannhafte Stärke aus ihrer eigenen Potenz heraus zur Schwäche wird – dies ohne alle Polemik verstanden.

Gelegentlich überkommt auch Jünger der Zweifel:

Die Jahreszeiten lösten sich ab, es wurde Winter und wieder Sommer, und man lag immer im Kampf. Man war müde geworden und an das Gesicht des Krieges gewöhnt, aber gerade aus dieser Gewöhnung heraus sah man das Geschehen in einem gedämpften und andersartigen Licht. Man wurde nicht mehr so geblendet durch die Gewalt der Erscheinungen. Auch spürte man, dass der Sinn, mit dem man ausgezogen war, sich verzehrt hatte und nicht mehr zureichte. Der Krieg warf seine tieferen Rätsel auf. Es war eine seltsame Zeit.<sup>23</sup>

Dies ist der kritische Punkt im Wortsinn: der, an dem sich die Sache entscheidet. Der Zweifel kann nicht, darf nicht das letzte Wort haben bei Jünger. Der Tod ist nicht leer. Er kann doch schon in sich erlösend und beglückend sein, wie Jünger es auf dem Antlitz eines Sterbenden zu lesen glaubt. »Der Verwundete mit dem Bauchschuss, ein blutjunger Mensch, lag zwischen uns und dehnte sich fast wohligh wie eine Katze in den warmen Strahlen der untergehenden Sonne. Er schlief mit einem kindlichen Lächeln in den Tod hinüber.«<sup>24</sup>

Da der Tod hier aber am Laufband produziert wird und nicht jedes Opfer die Assoziation mit verwöhnten Haustieren zulässt, gilt es, sich der Ursache dieser Tode zuzu-

22 A.a.O. 5.

23 In *Stahlgewittern*. 267.

24 Ebd. 255. Jünger bezeugt auch die Neigung zum Aberglauben, die wahrscheinlich in einer solchen Lage unwiderstehlich ist. Die gesamte Erzählung ist gefüllt mit kleinen Zufällen, die dem Berichterstatter immer aufs Neue das Leben retten. Fast bei jeder größeren Militäraktion sind es mehr oder weniger nebensächliche Umstände, die dafür sorgen, dass Jüngers Körper gerade so aus dem Schussfeld gerät (mehr als einmal ist es eine kleinere Verwundung zu Beginn einer Kampagne, die ihm das Schicksal des Großteils seiner Kameraden erspart). Bei einer solchen Begebenheit drückt er das Empfinden deutlich aus, dass hier Höheres seine Finger im Spiel hat: »Derartiges sieht man nicht als Zufall an.« (119)

wenden. Und wenn der Krieg keinen erkennbaren Sinn mehr hat, dann wird man ihm einen *erfinden* müssen. Hier finden die Mystifizierungen und Romantisierungen ihren Ursprung, die in den *Stahlgewittern* schon deutlich erkennbar sind, in dem Text über den *Kampfals inneres Erlebnis* aber voll aufbrechen und in den Vordergrund drängen werden. Es ist richtig, der überwiegende Teil des frühen Textes hat seine fast schon kalte Sachlichkeit. Es ist aber ebenso richtig, dass die Momente, in denen Jünger diese aufgibt, die aufschlussreichsten für sein Denken sind.

Sachlichkeit und Kälte aber finden sich noch in diesen Überhöhungen wieder, nämlich als effektive Abstraktion von allen subjektiven Rücksichten. Man selbst, der Einzelne zählt hier nichts mehr, und seine Vernachlässigbarkeit wird, in einem durchaus paradoxen Moment, fast schon physisch spürbar.

Da sind noch solche eher formelhaften Mystifizierungen: »Hier wurde das Schicksal von Völkern zum Austrag gebracht, es ging um die Zukunft der Welt. Ich empfand die Bedeutung der Stunde, und ich glaube, dass jeder damals das Persönliche sich auflösen fühlte und dass die Furcht ihn verließ.«<sup>25</sup> Man merkt, wie der Text auf solche Passagen hinsteuert: Hier wird ein Affekt produziert, indem das Geschehen unvermittelt auf eine höhere, ja die höchste Ebene katapultiert wird. Furcht hat dort keinen Platz mehr, eine eigenartige Übererregung nimmt ihren Platz ein – jedoch nicht beim Leser, der etwas anderes spürt: das Erhabene nämlich.

Das wird noch deutlicher bei den beiden anderen Passagen, in denen sich die Mystifizierung des Krieges hochschraubt. Hier geht Jünger über die fast propagandistisch anmutenden Formeln hinaus und strebt einem Punkt zu, an dem sich der tiefere Sinn des Krieges *fast* ins Auge fassen ließe, und das sogar für seine Verlierer!<sup>26</sup> Es gäbe demnach einen Sinn, der die Opfer wie die Überlebenden gleichermaßen umfinge und der nur mehr in einer fast mystischen Schau zu geben wäre:

Die Große Schlacht bedeutete eine Wendemarke auch in meinem Inneren, und nicht nur deshalb, weil ich von nun an den Verlust des Krieges für möglich hielt.

Die ungeheure Ballung der Kräfte in der Schicksalsstunde, in der um eine ferne Zukunftergerungen wurde, und die Entfesselung, die ihr so überraschend, so bestürzend folgte, hatten mich zum ersten Male in die Tiefe überpersönlicher Bereiche geführt. Das unterschied sich von allem bisher Erlebten; es war eine Einweihung, die nicht nur die glühenden Kammern des Schreckens öffnete, sondern auch durch sie hindurchführte.<sup>27</sup>

Hier liest man unumwunden die Ideen, die Jünger später umtreiben werden, die maximale Beschleunigung einer »Totalen Mobilmachung« und die Metaphysik einer unpersönlichen Region, in der diese Bewegung gerade *in* ihrer höchsten Beschleunigung zur Ruhe kommt. Diese Einsicht, die hier als eine unmittelbare Erfahrung beschrieben ist,

25 Ebd. 237.

26 Es ist genau dieser Punkt, der diese Zeilen von dem vorigen Text unterscheidet, welcher letztere auch ein Pastiche von Propaganda-Motiven sein könnte. Die Andeutung eines Sinnes aber, der noch *jenseits des Sieges* existiert, ist von anderer Qualität; so eine Rechtfertigung des Krieges ist selbst weder politisch noch kriegerisch, sondern kann nur metaphysisch sein.

27 Ebd. 263.

wird schließlich zu einer nun fast im Wortsinn körperlichen Erfahrung, nämlich in Jüngers letztem Angriff im August 1918:

In der Tat fühlte ich mich sehr matt, und ich hielt diesen Angriff von Anfang an für verfehlt. Dennoch denke ich an ihn am liebsten zurück. Es fehlte ihm die mächtige Woge der Großen Schlacht, ihr siedender Übermut; dafür hatte ich ein sehr unpersönliches Gefühl, als ob ich mich selbst mit einem Fernrohr beobachtete. Zum ersten Mal in diesem Kriege konnte ich das Zischen der kleinen Geschosse hören, als pffiffen sie an einem Gegenstand vorbei. Die Landschaft war von gläserner Durchsichtigkeit.<sup>28</sup>

Diese Objektivierung des Selbst, im Grunde die Abschaffung des Ichs zugunsten von etwas, das seiner Natur nach unpersönlich ist, wird eine der Sehnsuchtsideen vor allem des *Arbeiters* werden. Jünger erlebt sich mit einer eigenartigen, paradoxen Lust, so sehr, dass seine Verwundung, die ihm selbst als tödliche erscheint, der Moment einer mystischen Vision wird.

Als ich schwer auf die Sohle des Grabens schlug, hatte ich die Überzeugung, dass es unwiderruflich zu Ende war. Und seltsamerweise gehört dieser Augenblick zu den ganz wenigen, von denen ich sagen kann, dass sie wirklich glücklich gewesen sind. In ihm begriff ich, wie durch einen Blitz erleuchtet, mein Leben in seiner innersten Gestalt. Ich spürte ein ungläubiges Erstaunen darüber, dass es gerade hier zu Ende sein sollte, aber dieses Erstaunen war von einer sehr heiteren Art. Dann hörte ich das Feuer immer schwächer werden, als sank ich wie ein Stein tief unter die Oberfläche eines brausenden Wassers hinab. Dort war weder Krieg noch Feindschaft mehr.<sup>29</sup>

Auch hier gilt, dass es mir nicht darum geht, Jüngers Bericht anzuzweifeln oder auch zu diskreditieren. Eigenartig genug, führt diese Vision ja eben in ein Jenseits des Krieges, wohingegen der vorige Text im Rahmen eines metaphysisch überhöhten Krieges verblieb und nur ins Jenseits von Sieg oder Niederlage führte. Dieser Moment also, in dem Jünger zu sterben glaubt, ist metaphysisch richtig oder falsch; er ist aber nicht intrinsisch politisch, könnte für verschiedene politische Deutungen anschlussfähig sein, und muss es für keine werden. Er verrät freilich viel über das Denken Jüngers, das durch und durch metaphysisch ist, in einem geradezu klassischen, platonischen Sinn, und das auch religiöser Anklänge nicht entbehrt. Beide Passagen bilden die Momente ein und derselben Bewegung, die Jüngers eigentümliche Mystifizierung des Krieges ausmacht. Bei all seiner Brutalität kann der Krieg nicht sinnlos sein, darf der Krieg nicht sinnlos sein. Ist Krieg nur das, was er ist: eine menschengemachte Sache mit allem, was Menschlich-Allzumenschliches ausmacht, dann ist eine Rechtfertigung vielleicht noch bei begrenzteren Zusammenstößen plausibel zu machen, nicht aber bei dem maschinellen Morden im Weltkrieg. Der Krieg muss also mehr sein als ein historisches Ereignis, das vielleicht

---

28 Ebd. 288.

29 Ebd. 289.

auch hätte vermieden werden können.<sup>30</sup> *Er muss enthistorisiert, entmenschlicht und damit spekulativ überhöht werden. Das eben ist die Arbeit der Mystifizierung.*

Diese Arbeit komplettiert sich, indem sie sich mit allerlei Elementen der *Romantisierung des Krieges* anreichert. Einige davon sind spezifisch reaktionärer Natur, andere haben unspezifischere Ursprünge. Sie im Einzelnen auszuführen, würde nicht viel weiter führen; es genügt, sie zu nennen. Da ist die große Bedeutung des Krieges, die von einem sentimental Patriotismus getragen ist;<sup>31</sup> das Motiv der Achtung vor dem Feind, die ein Tötenwollen ohne Hass möglich macht;<sup>32</sup> das Bild der Wenigen, die noch oberhalb und jenseits der Tötungsmaschinerie den entscheidenden Kampf ausfechten, Mann gegen Mann;<sup>33</sup> das Porträt der geborenen Anführer im Krieg;<sup>34</sup> ja, die Jünger'schen Kämpfen, in denen »ein Element lebendig« war, »das die Wüstheit des Krieges unterstrich und doch vergeistigte«,<sup>35</sup> haben gar Zeit und Muse, bei der einbrechenden Dämmerung zu bemerken, wie sich immer deutlicher ihre Lieblingsfarbe verdichtet: »das fast schwarze Rot, das zu gleicher Zeit wild und schwermütig stimmt«.<sup>36</sup>

Man sieht, wie die Vereinigung des Widersprechenden, die von Brutalität, von elementarer Kraft und ihrer Ausübung einerseits und von Vergeistigung ins Ewige andererseits auch diese Seite der Beschreibungen durchziehen. Das Rot des Blutes ist der Schimmer, in dem die Romantisierung des Krieges ihr Sujet färbt: maximale Beschleunigung und tiefe Ruhe in eins, Kampf und Tod.

Es ist genau dieses Zusammen des Widersprechenden, das Jüngers Denken ausmacht und das auch in dem Bild des Krieges, wie es die *Stahlgewitter* bieten, dominiert. Dieses Bild, von hoher Sachlichkeit, fast Unbestechlichkeit in einem vordergründigen Sinn, vollendet sich erst in dem Zusammenspiel von Mystifizierung und Romantisierung

30 »Vielleicht«, denn nur weil etwas menschengemacht ist, heißt das noch lange nicht, dass die daran beteiligten Menschen auch eine Kontrolle darüber hätten. Die Verwechslung von Produktion und Kontrolle bzw. Steuerung gibt den Rechten bis heute ein so billiges wie effektives Argument gegen das emanzipatorische Denken an die Hand.

31 Ebd. 35.

32 59f. Es mag das geben, und es kann sein, dass diese Achtung manchmal, bei Gefangennahme eines Feindes, den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen kann. Das ändert aber nichts daran, dass diese gesamte Konzeption im Angesicht der Realität des Krieges mit seinem Tötungsimperativ und seiner fast automatisch hervorgerufenen Hassgefühle gegen die Mörder der Kameraden wie eine hoffnungslos unangemessene Rücksicht und letztlich wie eine nur noch verbale Selbststilisierung wirkt. Es ist mit ihr fast wie mit den Bedenken und Sorgen der Bürger angesichts einer Welt, die über die bürgerliche Realität hinweggegangen ist und die Jünger im *Arbeiter* so unermüdlich karikieren wird.

33 Ebd. 179. 220. 282. 222: »Unter allen erregenden Momenten des Krieges ist keiner so stark wie die Begegnung zweier Stoßtruppführer zwischen den engen Lehmwänden der Kampfstellung. Da gibt es kein Zurück und kein Erbarmen. Das weiß jeder, der sie in ihrem Reich gesehen hat, die Fürsten des Grabens mit den harten, entschlossenen Gesichtern, tollkühn, geschmeidig vor und zurück springend, mit scharfen blutdürstigen Augen, Männer, die ihrer Stunde gewachsen waren und die kein Bericht nennt.«

34 Ebd. 227.

35 Ebd. 145.

36 Ebd. 149.

nung,<sup>37</sup> so dass der Krieg nicht einfach mehr Krieg ist, auch nicht mehr eine bloß neue Art von Krieg, ja, nicht einmal nur mehr Weltkrieg, sondern metaphysische Prägnanz gewinnt – ein Krieg, der eben deshalb jedes Opfer rechtfertigt. Alle Widerstrebungen verdichten sich im Bild der Angreifer, in deren Zustand sich Außen und Innen ebenso wenig noch unterscheiden lassen wie Wahnsinn und höchstes, unaussprechliches Glück (und die im Übrigen nichts mehr von den vornehmen Rücksichten des Tötens ohne Hass wissen):

Im Vorgehen erfasste uns ein berserkerhafter Grimm. Der übermächtige Wunsch zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpresste mir bittere Tränen. Der ungeheure Vernichtungswille, der über der Walstatt lastete, verdichtete sich in den Gehirnen und tauchte sie in rote Nebel ein. Wir riefen uns schluchzend und stammelnd abgerissene Sätze zu, und ein unbeteiligter Zuschauer hätte vielleicht glauben können, dass wir von einem Übermaß an Glück ergriffen seien.<sup>38</sup>

**Ab 18.** Die *Stahlgewitter* haben Jüngers Ruhm begründet. Ihre Stärke ist offenkundig, und sie ruht vor allem in dem Willen zu einer rücksichtslosen Klarheit und Sachlichkeit. Allerdings ist diese schon in diesem ersten Buch durch eine Strategie der Mystifizierung und Romantisierung des Krieges widerlegt, die einerseits die Sinnlosigkeit der Opfer abwehren soll, die andererseits – im strengen Einklang mit der Methode reaktionären Schreibens – auf eine affektive Stimulation zählt. Diese Ambivalenz allerdings verschwindet schon mit dem nächsten berühmten Text von Jünger, der in einer gewissen Weise das Resümee des früheren Buches zieht: *Der Kampfs inneres Erlebnis*, erschienen 1922. Wenn sich auch hier noch gelegentlich klare und manchmal eindringliche Schilderungen der nicht immer glamourösen Realität des Krieges finden, so rücken sie doch deutlich in den Hintergrund. Die Überschriften der Kapitel – wie ›Blut‹, ›Grauen‹, ›Graben‹ usw. – sind mehr Stichwortgeber für eine Literatur, die nun alles Bemühen um Sachlichkeit hinter sich gelassen hat. Stattdessen wird in oft kaum erträglicher, selbstverliebter und auf ständige Höhepunkte fixierter Prosa der Krieg als ein urtümliches, fast mystisches Vernichtungs- und Schöpfungsgeschehen beschrieben. Alle reaktionären Klischees sind nun da und bestimmen die gesamte Anlage des Textes. Vor allen Dingen wird hier offenkundig, was in den *Stahlgewittern* eher dezent zu spüren war: dass der Text selbst eine unverzichtbare Aufgabe übernimmt, denn er ist nicht Beschreibung oder Zeugnis oder sonstiges; er ist nichts, was dem zu Beschreibenden nachkommt. Der Text ist vielmehr die Sache selbst, insofern sich in ihm die *Herstellung von Intensitäten* vollzieht, ohne die man nicht mehr leben zu können meint. Die Produktion von Intensitäten im Medium der Literatur als die zentrale, scharnierartige Funktion des reaktionären Schreibens übersetzt sich in die ständigen Übertreibungen, Überhöhungen, in den Brutalismus der Diktion und das gewollt Schockierende der Aussagen. Jünger wird zum Gipfelstürmer,

37 Es ist also eine Romantisierung, so sehr Jünger (und seine Anhänger nach ihm) alle Romantik abzulehnen vorgibt. Es ist freilich die Romantisierung, die der neuen Qualität des Krieges und der Sachlichkeit seiner Vernichtungsmaschinerie angemessen ist. In ihr werden das Unmenschliche, Industriemäßige des Krieges nicht als Fremdkörper ausgeschieden, sondern integriert. Eben dadurch hat Jüngers Überhöhung des Krieges seine ungeheure Kraft und Wirksamkeit.

38 Ebd. 238. Das Dementi der pseudo-aristokratischen Idee des Krieges (Töten ohne Hass) auch 246.

jeder neue Satz soll noch höher tragen. Eine Sucht scheint das zu sein, die rücksichtslos macht – zwar vielleicht »nur« auf dem Papier, wie bei Nietzsche; aber ist man deshalb unschuldig?

Ich suche, den unübersichtlichen und schwer verdaulichen Text ein wenig zu ordnen. Zum einen finden wir die Motive wieder, die sich schon in den *Stahlgewittern* angedeutet hatten. Es scheint unzweifelhaft, dass eine große und wenigstens nachvollziehbare Motivation für Jünger in der Sorge um die Toten liegt: Wäre der Krieg nicht die grandiose Sache, als die er sie beschreibt – und die so grandios ist, dass keiner von uns Heutigen noch ihre Bedeutung ganz überschauen kann – dann wären all die jungen Männer umsonst gestorben. Das kann nicht sein, weil es nicht sein darf. »Die ungeheure Summe der Leistung birgt ein Allgemeines, das uns alle verbindet. Nicht einer ist umsonst gefallen.«<sup>39</sup> Man kann verstehen, dass jemand diesen Weg einschlägt. Die Ergebnisse, zu denen er ihn führt (nämlich die handstreichartige Rechtfertigung alles geschehenen Leids im Namen einer noch zu bezeugenden großen Wahrheit und Zweckmäßigkeit), lassen es aber eher geraten erscheinen, die andere Route einzuschlagen, so schmerzhaft das auch sein mag: Sie sind alle umsonst gefallen.<sup>40</sup> Es gab und gibt da keinen tieferen Sinn. Es gibt mal mehr mal weniger gute Gründe, einen Krieg zu führen, und wahrscheinlich ist die Hoffnung, den Krieg ein für allemal zu überwinden, ja wirklich eine allzu leichtgläubige und wohlmeinende Naivität. Aber dann ist es immer noch wahr, dass alle Kriege über kurz oder lang auf ein Leid zusteuern, das durch nichts mehr gerechtfertigt werden kann.

Jünger verfolgt in diesem Text mindestens zwei Strategien, um die quasi-religiöse Tiefe des Krieges zu beweisen, und beide stellen sich schon bei dem oberflächlichsten Blick als Denkfehler heraus. Aber darum geht es hier eben nicht, sondern nur um die Stimulation, die möglich wird. Zum einen wird immer wieder die Figur inszeniert, die den Krieg als eine Maschinerie begreift, die alles niederreißt und damit auch alle Masken und Illusionen. Was bleibt, muss also die Wahrheit sein, die Natur des Menschen, vor aller Kultur. Wenn die Schlacht aus den Männern Tötungsmaschinen, getrieben von einer primitiven Angst und einem noch primitiveren Blutdurst macht, dann deckt der Krieg also die Wahrheit des Menschseins auf, das von den Einrichtungen der Kultur nur federleicht überdeckt wird. (Eine Wahrheit des Menschseins, die, nebenbei bemerkt, eine rein männliche ist. Frauen tauchen bei Jünger kaum auf, höchstens ab und zu als sexuelle Verfügungsmasse.)

Nun ist es zwar sicher wahr, dass die Ausnahmesituation des Krieges in den ihr Unterworfenen neue oder meinetwegen auch ganz alte Fähigkeiten oder sogar »Instinkte« weckt. Der Schluss aber, dass das, was sich dann zeigt, die Wahrheit, die überhistorische, unveränderliche, ewige Wahrheit des Menschen zur Darstellung bringe, ist schlichtweg nicht gerechtfertigt. Ja, im Ausnahmezustand, wenn die Sicherungen und Sanktionen der Kultur und der Gesellschaft aus irgendwelchen Gründen wegfallen, werden wir uns

39 Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis. In: Essays. 9–103. 50.

40 Schmerzhaft ist das nicht für mich, der ich Jahrzehnte später schreibe und nie einen Kampf gesehen habe. Für mich ist das einfach, weil ich die Abgründigkeit dieser Feststellung höchstens ahnen kann. Schmerzhaft wäre es freilich für den, der dabeigewesen ist und der Zeuge wurde, wie seine Kameraden zerfetzt, erschossen, erstochen, erstickt wurden.

anders verhalten. Und keineswegs brauchen wir hoffen, dass das, was wir dann zeigen, sehr schmeichelhaft für unser Selbstbild sein wird. Niemand weiß, wie weit er gehen wird, wenn der Hunger lebensbedrohlich wird. Hoffen wir, dass wir es nie rausfinden müssen. Dennoch ist es ratsam, diese Unwägbarkeit nicht aus den Augen zu verlieren. Das alles ist richtig und wichtig. Es rechtfertigt aber eben nicht die Idee, dass die Ausnahmesituation uns die Wahrheit über uns, als Menschen und als Individuen, aufschließt. Die Gleichsetzung von Ausnahmezustand und Naturzustand, die bei Hobbes noch von der Angst vor der Unberechenbarkeit des anderen dominiert war und dann immerhin noch eine konstruktive Funktion hatte, wird unter der Feder der Reaktionäre endgültig zur Strategie: Mit ihr wird die rücksichtslose Primitivität – selbst zuverlässige Intensitätsproduzentin – ins Prinzipielle erhoben.

Ebenso sicher ist, dass der Moment des Kampfes auf Leben und Tod eine Intensität freisetzt, die mit kaum etwas anderem vergleichbar sein wird. Wieder aber ist der Schluss nicht gerechtfertigt, in dieser Intensität und damit im Kampf die Enthüllung einer höheren Wahrheit zu sehen. Das ist eben überhaupt nicht selbstverständlich.

Die zweite Strategie ergänzt die erste: Durch sie wird die Mystifizierung und metaphysische Überhöhung des Krieges abgeschlossen. Denn nun wird der Krieg – der ja immer ein konkretes Ereignis ist, mit einer Geschichte, zumal einer Vorgeschichte, mit Gründen, Ursachen, manchmal sehr trivialen Ursachen, mit menschlicher Verantwortung vor allem – dieser Krieg wird aus allen Zusammenhängen gelöst; er wird absolut gesetzt, und das nicht einmal im Zuge einer ausdrücklichen philosophischen Operation, sondern wieder als eine literarische Strategie. Wenn von »dem Krieg« und »dem Kampf« im Singular die Rede ist in diesem Text, dann ist damit nicht immer und nicht zumeist eine konkrete, datierbare Sache gemeint; es ist nicht einmal eine begriffliche Allgemeinheit anvisiert. Vielmehr wird durch die Herauslösung aus allen Zusammenhängen und aus aller Geschichte das Faktum in eine schicksalhafte Macht umgedeutet. Der Krieg, wie er in diesem Text auftaucht, ist von Anfang an eine überzeitliche, eine metaphysische, eine größere und höhere Gewalt, die uns aus ihrer überzeitlichen Position her unsere eigene überzeitliche Wahrheit enthüllt. Was kommt nun dabei raus? Was ist die Wahrheit, die der Krieg uns enthüllt? Was ist die Lehre, die aus der Überschiebung von Ausnahme- und Naturzustand durchschimmert?

Es entsteht das Bild des Menschen als eines unveränderlichen Wesens, das in seinem Kern immer gleich bleibt, egal wie viel Schminke die Zivilisation ihm aufträgt; und dieser Kern strotzt vor primitiven, rücksichtslosen Kräften. Der Mensch ist Tier; Blutdurst, Gewissenslosigkeit, Vernichtungslust, Rausch und Eros legen davon Zeugnis ab. Diese Kräfte bilden die geschichtslose, schicksalhafte Wahrheit des Menschen.

Zwar hat zunehmende Verfeinerung ihn [den Einzelnen] geklärt und veredelt, doch immer noch schläft das Tierische auf dem Grunde des Seins. Noch immer ist viel Tier in ihm, schlummernd auf den bequemen, gewirkten Teppichen einer polierten, gefeilt, geräuschlos ineinandergreifenden Zivilisation, verhüllt in Gewohnheit und gefällige Formen [...].

Aber irgendwann

fällt die Maskierung: nackt wie je bricht er hervor, der Urmensch, der Höhlensiedler, in der ganzen Unbändigkeit seiner entfesselten Triebe. Das Erbteil seiner Väter flammt in ihm auf, immer wieder, wenn das Leben sich auf seine Urfunktion besinnt. [...] in der Begegnung auf Leben und Tod ist er immer der alte.<sup>41</sup>

Wo alles Denken und alle Tat sich auf eine Formel zurückführt, müssen auch die Gefühle zurückschmelzen und sich anpassen der fürchterlichen Einfachheit des Zieles, der Vernichtung des Gegners. Das wird bleiben, solange es Menschen gibt.<sup>42</sup>

Diese Prosa ist wesentlich masturbatorisch. Kein Wunder daher, dass sie immer wieder auf dieselben Phantasmen zurückkommt. Ich könnte diese Zitate durch beliebig viele fast gleichlautende ergänzen. Ich beschränke mich auf ein paar wenige: »Der Krieg ist ebensowenig eine menschliche Einrichtung wie der Geschlechtstrieb; er ist ein Naturgesetz, deshalb werden wir uns niemals seinem Banne entwinden. Wir dürfen ihn nicht leugnen, sonst wird er uns verschlingen.«<sup>43</sup> »Die Sucht, zu zerstören, ist tief im menschlichen Wesen verwurzelt; alles Schwache fällt ihr zum Opfer.«<sup>44</sup> Und noch drastischer: »Leben heißt töten.«<sup>45</sup>

Ich habe es eben erwähnt: Das Ganze hat etwas unübersehbar Masturbatorisches. Es kann keine Frage bestehen, dass Jünger das alles einfach *geil* findet. Das Schreiben scheint eine dreifache Funktion zu übernehmen: In ihm drückt sich erstens die Affektordnung aus, die den gewaltsamen Zusammenstoß geil findet. In ihm schafft sie sich zweitens selbst ein Material ihrer Erregung; das Schreiben und das Geschriebene wirken auf die Affektordnung zurück. Drittens ermöglicht die Objektivierung im Text die Fortpflanzung bei anderen, deren Affektordnung im selben Sinn geformt bzw., wenn schon so geformt, bedient werden kann. *Der Kampf als inneres Erlebnis* ist in einem Wort ein Stück Pornographie. Die Verschränkung offensichtlichster Erregung mit ermüdendster Gleichförmigkeit ist deutlicher Beleg der Zugehörigkeit zu diesem Genre. Dann wird auch nachvollziehbar, welche Funktion die gelegentlichen Passagen von relativer Nüchternheit erfüllen: Sie geben der Erregung Raum, um für einige Zeit ein wenig abzuebben, um dann mit neuer Kraft wieder steigen zu können. So kannten die klassischen Pornofilme (also kurz gesagt: bevor die Internetindustrie die Spielregeln vollständig änderte) ja auch noch die Vortäuschung einer Handlung, durch die der Moment des Entkleidens wenigstens um Minuten hinausgezögert wurde. Vielleicht folgt das nicht so sehr der dramaturgischen Notwendigkeit, Spannung aufzubauen, als vielmehr der affektiven, wonach eine durchgehaltene Erregung ermüden oder enervieren muss.

Die Einordnung als Pornographie ist nicht bildhaft gemeint. Ich halte das ganz wörtlich für die richtige Kategorisierung. Was Jünger schreibt, macht ihn selbst und macht seine Fans geil. Diese Geilheit ist eine Erregung, die von der im engen Sinn sexuellen kaum noch zu trennen ist. Vielleicht ließe sich sagen, dass man sie in solchen Kontexten wie bei Jünger sogar reiner zu sehen bekommt, wohingegen die sexuelle Erregung schon eine Einschränkung darstellt. Es ist aber ein und dieselbe »Energie« (um mit Freud zu

41 Ebd. 15.

42 Ebd. 16.

43 Ebd. 40.

44 Ebd. 41.

45 Ebd. 42.

sprechen) und ein und dieselbe Geilheit. Deleuze und Guattari hatten recht, als sie diesen Satz schrieben, ebenfalls ohne alle Bildhaftigkeit: »Bei Hitler kriegten die Faschisten einen Ständer.«<sup>46</sup>

Abbruch aller Zusammenhänge, Überhöhung ins Prinzipielle, Mystifizierung, Enthüllung einer urtümlichen Wahrheit menschlicher Natur, Blut, Grauen, Zerstörung, Töten, Lust: *Der Kampf als inneres Erlebnis* erweist sich als eine Verdichtung der reaktionären Bewegung, die sich von einer unechten Realität abstößt, um sich in einer kreisenden Selbststimulation seiner selbst zu versichern: immer neue Intensitäten herstellen. Ich will noch ein paar Aspekte kurz ausführen, die sich an Jüngers Text ablesen lassen. Zuerst die Verwischung der Grenze zwischen Text und Wirklichkeit.

Was jeder 14-Jährige weiß, die Reaktionäre neigen dazu, es zu vergessen: dass nämlich die Fiktion nicht die Realität ist. In unserer Sprache hat sich nicht ohne Grund die Verwendung des Ausdrucks »geil« auch sehr allgemein als einer der Anerkennung und des Gefallens durchgesetzt. Vor allem aber fällt er z.B. dann voller Begeisterung, wenn die pubertierenden Geeks ihre Helden auf der Leinwand kämpfen sehen, bis die Fetzen fliegen. Wenn Aragorn, Leonidas, John Wick oder James Bond ihre Gegner niedermachen und das Ganze auf der Höhe des technischen und stilistischen Standards ist, dann rufen sie: »Geil!« Sie wissen aber, dass da eben keiner umgebracht wurde. In der Tat entstammt mindestens ein Teil der Begeisterung genau diesem Wissen, das nämlich die perfekte Präsentation des Kampfes schätzt und immer auch vergleicht mit anderen Präsentationen. Manchmal gibt es lange Kampfszenen, die ohne einen sichtbaren Schnitt gefilmt sind; auch das nehmen die Zuschauer oft wahr und wissen es zu schätzen. Mit einem Wort: Dass Brutalität geil ist, ist nicht unbedingt ein Problem, solange man sich erinnert, dass es nur eine dargestellte ist. Genau diese Differenz aber will der reaktionäre Text einebnen, zumindest der Tendenz nach. Was Jünger beschreibt, ist ja – so wird suggeriert – *Wahrheit*, das Zeugnis von einem, der dabei war. Was in diesem Buch steht, will eben mehr sein als nur ein Text; es behauptet, der Wahrheit des Krieges Ausdruck zu verleihen. Diese Verwischung der Grenze zwischen Fiktion und Realität korrespondiert eng mit der Funktion des reaktionären Textes: Wenn dieser auf die immer erneuerte, affektive Garantie der Wirklichkeit durch seine eigene Hyperbole ausgerichtet ist, dann schiebt er sich ja tatsächlich an die Position der Realität.<sup>47</sup>

Jedenfalls erwächst aus dieser Übereinanderschlebung als eine fast unvermeidliche Folge die erstaunliche *Verantwortungslosigkeit* des Textes und des Schreibenden. Verantwortung kann es nur da geben, wo eine (verletzliche) Realität eigene Ansprüche an mich formuliert. Wenn nun aber der reaktionäre Text schwankt zwischen der Inszenierung von Fingiertem und der Darstellung von Realem, wenn er sich nicht entscheiden kann und nicht entscheiden will, dann muss er sich auch an keine Rücksichten halten. Er hat

46 Deleuze und Guattari: *L'Anti-Œdipe*. 348: »Hitler faisait bander les fascistes.« Meine Übersetzung: Man muss hier ganz direkt, »vulgär« sein, um präzise zu bleiben.

47 So beschreibt Jünger das Grauen als die wissende Furcht der Menschen vor der Übermacht der Gefahren, seien es natürliche oder solche im Krieg. Man sieht sofort, wie sich diese Beschreibung mit der Theorie des Erhabenen bei Burke und Kant berührt. Doch das Erhabene ist eben eine ästhetische Kategorie bei den beiden Autoren, die deshalb zu ihrer Realisierung eine gewisse Distanz voraussetzt. Das Grauen bei Jünger aber ist darauf aus, genau diese Distanz und Differenz zu verwischen.

keine sichere Realität sich gegenüber, deren Ansprüche ihn beschränken könnten. Er war es, der alles, inklusive die Opfer der gefeierten Gewalt, ins Leben gerufen hatte, dann kann er es auch vernichten. Natürlich hat Jünger seine realen Erfahrungen vor sich, wenn er so einen Text schreibt. Doch die Art seines Schreibens nimmt den Erfahrungen, vor allem den grausigsten, die volle Realität. Sie werden zu Vorwänden und Staffagen der Erregung. *Deshalb* ist dieser Text so unangenehm, und unangenehmer als jeder billige Slasher-Film: gerade *weil* immer die Beglaubigung durch eine erlebte Realität mitschwingt, wobei dieser Realität nicht Rechnung getragen ist (wie die Verantwortungslosigkeit bezeugt), sie also gerade nicht auftaucht. Jünger kann sich wahlweise auf eine der beiden Positionen zurückziehen: Er habe das alles erlebt, deshalb ist das Wahrheit; es sei doch nur ein Text, deshalb könne man ihn ja wohl nicht auf den Buchstaben festnageln.<sup>48</sup>

Wenn deshalb Jünger (im Kapitel ›Grauen‹) die Verwesung der Leichen auf dem Schlachtfeld schildert, dann wird das zu einer Obszönität. Obszön ist das nicht deshalb, weil es schonungslos oder realitätsgetreu ist, sondern im Gegenteil deshalb, weil die Lust immer die Überhand behält: Bei aller Erbarmungslosigkeit der Schilderung, der vorherrschende Eindruck bleibt immer, dass der Zweck der Schilderung eine affektive Stimulation ist. Das wirkliche Sterben wirklicher Menschen und ihr wirkliches würdeloses Verwesen inmitten einer unmenschlichen Vernichtungsorgie gerät dabei ganz aus dem Blick.

Deutlich wird dasselbe auch, wenn Jünger sich über den Kampf Mann gegen Mann auslässt. Natürlich ist das der Kulminationspunkt der Existenz der beiden, gerade weil einer von beiden am Ende tot sein wird. Auch diese Passage ist eine einzige literarische Überhöhung:

---

48 Es ist nicht ohne Ironie, dass es ausgerechnet Carl Schmitt ist (dessen Verhältnis zu Jünger reichlich ambivalent war, nicht zuletzt, weil er Jünger die schnelle Rehabilitation in der Bundesrepublik neidete, die dieser nach Schmitt nicht mehr verdient hatte als eben Schmitt – was völlig richtig ist, nur anders, als es Schmitt denkt), es ist also nicht ohne Ironie, dass Schmitt exakt diese Strategie in seinen Aufzeichnungen nach dem Krieg in präziser Weise auf den Punkt bringt und kritisiert (anlässlich von *Heliopolis*): »Da setzt einer sich die Nebelkappe einer halb-mythologischen Verschleierung auf, weicht in vielsagende Landschaften und Räume aus, malt Böcklin-Landschaften historisch-politisch, spricht nicht mehr von Juden, sondern von Parsen, obwohl jeder sieht, dass es sich um ihn und die Juden usw. handelt, nicht mehr von Nazis, sondern vom Demos und vom Landvogt, nicht mehr von der SS, sondern von Mauretaniern, nicht mehr von sich selbst, sondern vom Kommandanten Lucius. So kann er von sich und seiner Zeit sprechen und alle Reizmittel eines Schlüsselromans zur Anwendung bringen und hat schließlich doch nichts Vergleichendes gesagt. Es ist alles wunderbar freibleibend und der eifrige Leser, der nun wissen möchte, was der Autor über die Juden oder die Nazis denkt, bleibt ebenso gefoppt wie der Autor freibleibt. Eine sehr praktische, in Zeiten schnell wechselnder Fronten überaus empfehlenswerte Methode der Deckung durch Verschlüsselung. Man redet sehr weise und sehr viel und redet sich doch nicht fest; man sagt soviel, dass ein dickes Buch entsteht und hat schließlich doch nichts Gefährliches gesagt, sondern nur pseudo-mythologische Kulissen gemalt.« Doch als fiel ihm ein, dass er selbst sich dieser Methode auf seine Weise auch immer wieder bedient hat, schiebt Schmitt plötzlich verständnisvoll nach: »Aber wahrscheinlich ist das doch die richtige Methode, in einem Lizenzstaat über aktuelle Dinge zu publizieren.« (Glossarium. 213. Die Notiz ist von 1949, wie man sieht inmitten schlimmster Zensur und Unterdrückung...)

[...] den Menschen aber treibt der Wille zu töten durch die Gewitter aus Sprengstoff, Eisen und Stahl, und wenn zwei Menschen im Taumel des Kampfes aufeinanderprallen, so treffen sich zwei Wesen, von denen nur eins bestehen kann. Denn diese zwei Wesen haben sich zueinander in ein Urverhältnis gesetzt, in den Kampf ums Dasein in seiner nacktesten Form. In diesem Kampfe muss der Schwächere am Boden bleiben, während der Sieger, die Waffe fester in der Faust, über den Erschlagenen hinwegtritt, tiefer ins Leben, tiefer in den Kampf.<sup>49</sup>

Unverantwortlich ist das, weil auch hier das Leben und der Tod des anderen als reines Material der affektiven Stimulation auftreten. Ich bin selbst nie in dieser Lage gewesen, und ich hoffe, dass ich es nie sein werde. Wer will, kann mir deshalb vorwerfen, dass ich nicht weiß, wovon ich schreibe. Aber ich glaube, dass die fürchterliche Schilderung, die Remarque gibt, der Realität dieser Begegnung näher kommt: Da findet sich der Erzähler unversehens in einem Bombentrichter, in den während des gegnerischen Angriffs ein französischer Soldat schlittert. Noch ehe er darüber lange nachdenken kann, sticht der Erzähler auf den anderen ein. Doch der andre ist nicht tot, wohl aber tödlich verwundet. Und nun ist der Erzähler stundenlang mit dem sterbenden, leidenden Feind im Trichter gefangen, weil der Maschinengewehrbeschuss über dem Feld so stark ist, dass nicht daran zu denken ist, ihn zu verlassen. So muss er dem anderen beim Sterben zusehen, gibt ihm mit der hohlen Hand zu Trinken, versucht auch ihm Linderung, gar menschliche Versicherung zu geben. Den »Gnadenstoß« kann er ihm nicht geben, dazu kann er sich nun, da der andre als Mensch vor ihm steht, nicht überwinden. Also muss er sein Werk bis zum bitteren Ende ansehen. Glamourös ist da jedenfalls nichts.<sup>50</sup>

Man hatte ja schon keine großen Erwartungen mehr an Jünger. Dennoch schafft er es, einen noch zu überraschen. Denn einen neuen Level erreicht die Unverantwortlichkeit, wenn gegen Ende der Weltkrieg mit seinen Hundertausenden Getöteten, Verletzten, Vertriebenen, Entrechteten in irgendeine mystisch-verklärte Spielerei einer Gottheit umgedeutet wird, in der alle, die sich dort gegenseitig umbringen, in Wahrheit *eins* sind. Das ist metaphysisch altbacken, vor allem aber ist es im Angesicht der realen Leiden maximal zynisch.

Doch wenn wir aufeinanderprallen im Gewölk von Feuer und Qualm, dann werden wir eins, dann sind wir zwei Teile von einer Kraft, zu *einem* Körper verschmolzen. Zu *einem* Körper – das ist ein Gleichnis besonderer Art. Wer es versteht, der bejaht sich selbst und den Feind, der lebt im Ganzen und in den Teilen zugleich. Der kann sich eine Gottheit denken, die diese bunten Fäden sich durch die Hände gleiten lässt – mit lächelndem Gesicht.<sup>51</sup>

Mit so einer Passage vor sich, lässt sich ex negativo eine sehr klare Idee davon gewinnen, worin die Ethik des Schreibens besteht – eine Ethik, deren Verantwortlichkeit nicht geringer als die der politisch Handelnden ist.

49 Der Kampf als inneres Erlebnis. 16.

50 Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues. 195ff.

51 A.a.O. 97.

Der dritte Aspekt ist die Denunziation der bürgerlichen Gleichmacherei. Das wird vor allem im Kapitel über die »Landsknechte« ausgeführt. Hier wird der neuralgische Punkt reaktionären Empfindens ausgedrückt, um dann auf die Frage des Militärs selbst Anwendung zu finden. So heißt es erst:

Alt sind wir geworden und bequem wie die Greise. Verbrechen wurde es, mehr zu sein oder zu haben als die andern. Den starken Räuschen entwöhnt, sind Macht und Männer uns zum Greuel geworden, Masse und Gleichheit heißen unsere neuen Götter. Kann die Masse nicht werden wie die Wenigen, so sollen die Wenigen doch werden wie die Masse.<sup>52</sup>

Masse und Gleichheit heißen unsere neuen Götter: bündiger könnte man das Gefühl einer totalen Einebnung aller Differenzen, das mal in Panik, mal mit Abscheu empfunden wird, kaum ausdrücken. Diese Gleichmacherei nun hat sich im Verlauf des Weltkriegs noch auf die Einrichtung ausgedehnt, die als die eigentliche Produzentin der Eliten gelten darf: das Heer. Indem immer mehr unberufene Bürger eingezogen wurden, verwässerte sich dessen wahrer Charakter. Ja, die gesamte Idee der Moderne ruft geradezu nach dem Volksheer und betreibt damit die Unterhöhnung der Natur des Kampfes selbst. Allerdings, die Verhältnisse, die hier wirken, stehen himmelweit über dem Einfluss der Menschen und erst recht über dem der Bürger (die, wie wir bald sehen werden, gar keine eigentliche Realität haben), so dass man sich keine Sorgen um das Heer in seiner Wahrheit zu machen braucht: Es gibt sie immer, die wahren, geborgenen Krieger, die von den Prüfungen des Krieges als solche ausgewiesen werden. Jünger nennt sie die »Landsknechte« und glaubt damit eine Art Urtypus des Menschen zu bezeichnen. Hier stapeln sich die reaktionären Klischees nur so aufeinander. Der Landsknecht *hebt sich ab* von einer *Masse*, und zwar der Masse der Spießbürger, die ja die verkörperte Massenhaftigkeit selbst sind, des Mittelmaßes, der *Gemeinmachung des Erhabenen*, das einer wie Jünger im Krieg sieht.

Scharf, wie von einer ganz anderen Rasse hob er sich ab von den in Waffen gesteckten Spießbürgern, dem in den Volksheeren, diesem militärischen Ausdruck der Demokratie, zuletzt überwiegenden Typ. Das waren Krämer oder Handschuhmacher, mehr oder minder soldatisch überschliffen, die Krieg ausübten als staatsbürgerliche Pflicht, brave Leute, die, wenn es sein musste, auch Helden waren.

Die Bürger, das sind die Gemeinen, die alles, was sie berühren ebenso gemein machen, gleichmachen. »Es gibt nur eine Masse, die nicht lächerlich wirkt: das Heer. Der Bourgeois machte auch noch das Heer lächerlich.«<sup>53</sup> Hier ist der springende Punkt: *die Sorge um das Erhabene des Heeres, das dadurch besonders ist, dass es eine nicht massenhafte Masse ist, und dessen Erhabenheit durch das Lächerliche der Gleichmacherei bedroht ist.*

Der vierte und letzte Aspekt, den ich herausheben möchte, ist der des *reaktionären Formalismus*. Dieser ist bei Jünger besonders deutlich ausgeprägt, und seine literarische

52 Ebd. 54.

53 Ebd. 56. Genauso 62: »Doch die Hochkultur des Kampfes ist lange dahin, auch am Spiel über Leben und Tod darf sich die Masse beteiligen, und sie hat ihre Instinkte nicht zu Hause gelassen.«

Funktion wird hier unübersehbar. Der reaktionäre Formalismus besteht darin, dass ein Begriff, vorzugsweise einer, der mit dem semantischen Feld des Kampfes oder des Todes verbunden ist, aus allen konkreten und nachweisbaren Zusammenhängen gelöst und für sich gesetzt wird, so dass er sich wieder nur auf sich selbst zurückbezieht. In der Tat ist dieser Prozess für alle Metaphysik kennzeichnend, insofern immer die jeweils höchsten Begriffe einer Metaphysik dergestalt selbstbezüglich sind; sie sind das in der Metaphysik aber nur am Ende, d.h. wenn sie und insofern sie eine durchgeführte Artikulation und damit Verständlichmachung des Wirklichen ermöglicht haben. In der Reaktion aber wird diese Selbstbezüglichkeit zum billigen, weil jederzeit mit einem Satz griffbereiten Schachzug. Sein Zweck ist immer nur die *Produktion von affektiver Intensität*. Das gelingt durch die Verschränkung der drei Aspekte dieses Manövers: 1) *Abriss aller Beziehung* zu anderem (so dass das so Abgekoppelte als Absolutes firmieren kann); 2) Erhebung des so Isolierten zum *Erhabenen* selbst (so dass es aller Erfassung und Berührung grundsätzlich entzogen ist); 3) konstitutive innere Leere, die sich eben dank ihrer Leere als *Mysterium* geriert, das nur nicht von allen verstanden wird.

Bei Jünger wird diese Taktik besonders durchschaubar und besonders unverdaulich, weil sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt in die Ausdrücklichkeit eines klaren Widerspruchs erhebt. Wieder und wieder ist da von der »Idee« die Rede. Sie ist es, um derentwillen und für die man kämpft. Wie immer spielt sich der Reaktionär als Idealist auf. Doch wenn man ihn fragt, was das für eine Idee ist, was in ihr enthalten oder vorgestellt ist, mit einem Wort: was erkämpft werden soll – dann wird aus der Idee, für die man kämpft, wieder nur die Idee des Kampfes selbst. Jüngers reaktionäre Prosa badet in einem *Idealismus ohne Idee*.

Gewiss wird der Kampf durch seine Sache geheiligt; mehr noch wird eine Sache durch den Kampf geheiligt. [...] Der Kampf ist immer noch etwas Heiliges, Gottesurteil über zwei Ideen. Es liegt in uns, unsere Sache schärfer und schärfer zu vertreten, und so ist wahrer Kampf unsere letzte Vernunft und nur Erkämpftes wahrer Besitz. [...] Wer so zu des Kampfes Wurzel gräbt und echtes Kämpfertum verehrt, verehere es überall, auch beim Gegner.<sup>54</sup>

Ja, der Soldat in seinem Verhältnis zum Tode, in der Aufgabe der Persönlichkeit für eine Idee, weiß wenig von den Philosophen und ihren Werten. Aber in ihm und seiner Tat äußert sich das Leben ergreifender und tiefer, als je ein Buch es vermöchte. Und immer wieder, trotz allem Widersinn und Wahnsinn des äußeren Geschehens, bleibt ihm eine strahlende Wahrheit: Der Tod für eine Überzeugung ist das höchste Vollbringen. Er ist Bekenntnis, Tat, Erfüllung, Glaube, Liebe, Hoffnung und Ziel; er ist auf dieser unvollkommenen Welt ein Vollkommenes und die Vollendung schlechthin. *Dabei ist die Sache nichts und die Überzeugung alles*.<sup>55</sup>

54 Ebd. 49.

55 Ebd. 100. Meine Hervorhebung. Man findet ganz analoge Formulierungen auch auf 81. 87. 90. Ein letztes Bekenntnis zum reaktionären Formalismus schließt den Text zugleich ab und deutet auf die folgenden »philosophischen« Werke voraus: »Alle Ziele sind vergänglich, nur die Bewegung ist ewig, und sie bringt unaufhörlich herrliche und unbarmherzige Schauspiele hervor. Sich in ihre *erhabene Zwecklosigkeit* versenken zu können wie in ein Kunstwerk oder wie in den gestirnten Himmel, das ist nur wenigen vergönnt. Aber wer in diesem Krieg nur die Verneinung, nur das eigene Leiden

*Es geht also nicht um Inhalte, um wahr oder falsch, um das Gute usw. Die Reaktion glaubt nicht an die Wiedererweckung der transzendenten Werte; dazu ist sie zu sehr Tochter Nietzsches. Sie trauert gleichwohl der Klarheit, Ordnung und Intensität nach, der Wirklichkeit, die sie der Zeit unterstellt, in der jene Werte noch geherrscht haben. Sie schwenkt aber ab vom Inhalt und hin zur Form, nicht mehr das Worüber des Streits ist das Wesentliche – offenbar kann man darüber nichts wissen, so modern ist auch die Reaktion –, dann bleibt nur noch der Streit als solcher, der die Wahrheit der Ideen beglaubigen muss (dass das aber weder echte Wahrheit noch echte Beglaubigung ist, weiß auch die Reaktion) und der die Ordnung und die Intensität der Wirklichkeit wieder herstellen kann. Aber eben immer nur, solange gekämpft wird. Daher der unheilvolle und nicht zu unterbrechende, der ewige Alarmismus der Reaktion.*

Es ist wohl deutlich geworden, dass *Der Kampf als inneres Erlebnis* kaum noch etwas gemein hat mit den Schilderungen des Weltkrieges, die aus den *Stahlgewittern* eine zwar ebenfalls oft schwer erträgliche, aber immerhin aufschlussreiche Lektüre machen. Dieses Buch, nur zwei Jahre nach dem ersten veröffentlicht, ist von gänzlich anderer Art und Charakter. Es ist brutalistische Pornographie, reaktionäre Affektliteratur und letzten Endes eine wirklich anstrengende Romantisierung – denn romantisierend ist das, was Jünger da schreibt, und er gibt unwillkürlich noch eine Erklärung für den massiven Umschwung in Stilistik und Niveau des Textes: »Und wenn wir die Sache in zehn Jahren erzählen, so wird sie noch in ganz anderen Farben schillern, denn die Zeit ist der beste Romantiker.«<sup>56</sup>

**Turbo-Totalitarismus.** Man begegnet einer spezifischen Schwierigkeit, sobald man versucht, von Jünger ein klares und eindeutiges Bild zu gewinnen. Die Schwierigkeit liegt nicht so sehr darin, dass er mal dieses, mal jenes sagen würde. Vielmehr bedient er sich erstens nacheinander verschiedener literarischer Genres, die jeweils ihre eigenen Erfordernisse haben, so dass man über Möglichkeit und Grenzen einer Übertragung im Zweifel bleibt. Vor allem aber ist das Ganze verbunden mit einer wiederum charakteristischen Unbestimmtheit der Aussagen: Ab und zu meint man, identifizierbare theoretische Gehalte zu erkennen, dann aber greift die Hand ins Leere; man hatte doch nur Worte vor sich. Was bei einem pornographischen Text durchgeht, wird dann problematisch, wo der Autor Philosoph sein will. In der Tat begegnet diese Schwierigkeit in den Texten wieder, in denen Jünger sich als theoretische Kraft zu etablieren sucht. Ich werde aus der Zwischenkriegszeit zwei dieser Texte besprechen: »Die Totale Mobilmachung« von 1930 und das umfangreiche Buch *Der Arbeiter* von 1932.

Zuerst zum Aufsatz von 1930: Was diesem Aufsatz den Titel gegeben hat, ist eine Idee, die sicher nicht zufällig einer berühmten Formulierung Goebbels vorgreift – nicht zufällig, weil hier wie dort dieselbe Affektökonomie greift –, die aber bei Jünger erst einmal als Diagnose eines bereits eingetretenen historischen Prozesses fungiert. Wir leben bereits in den Zeiten der Totalen Mobilmachung, und der Weltkrieg hat diese Entwicklung nur offengelegt. Jünger nennt diese Mobilmachung auch – im Vorgriff auf sein Buch über

---

und nicht die Bejahung, die höhere Bewegung empfand, der hat ihn als Sklave erlebt. Der hat kein inneres, sondern nur ein äußeres Erlebnis gehabt.« (103, meine Hervorhebungen)

56 Ebd. 95. Meine Hervorhebung.

den Arbeiter – einen »gigantischen Arbeitsprozess«.<sup>57</sup> Jünger zeichnet nun ein Bild der modernen Welt, das sich als eine einzige riesenhafte Entwicklung präsentiert, die allen politischen Steuerungen entzogen ist und die das 19. Jhs. irrigerweise und mit deplatziertem Optimismus als »Fortschritt« angesprochen hat. Jünger nun versteht darunter die durch die moderne Technik und die Massengesellschaft möglich gewordene, aber nicht hierdurch begründete Entwicklung einer immer umfassenderen *Zentralisierung* eines *anonymen Prozesses*. Der anonyme Arbeitsprozess ist dominiert von einer *Logik der Eskalation*, in der eine maximale *Beschleunigung und Intensivierung* von Produktion oder Umsetzung im weitesten Sinn gilt; insofern noch der Krieg der Beschleunigung untersteht, wird eben immer schneller und intensiver gekämpft und getötet. Zudem lässt die Totale Mobilmachung, wie ihr Name es sagt, immer weniger außerhalb ihrer: Alles und jeder wird einbezogen in diesen Prozess, und zwar in allen Aspekten und Teilen des Lebens. Er kennt *keine Ausnahmen*. Vor allem ist er selbst zunächst einmal vollkommen *zweckfrei*, zumindest was seine Erscheinungsformen angeht, die »Anstrengungen« sind, »denen das besondere Merkmal der Zwecklosigkeit anhaftet«.<sup>58</sup> Diese Formulierung richtet sich gegen die Umdeutung im Sinn einer gewissen Rationalität des Geschehens, wie sie vor allem für die herkömmlichen liberalen und optimistischen Fortschrittstheorien kennzeichnend ist.

In einer ersten Annäherung klingt das alles so, als würde Jünger dort das Bild dessen zeichnen, was andernorts als »instrumentelle Vernunft« firmiert (denn auch die instrumentelle Vernunft ist, mag sie auch alles dem Gesetz der Zweckmäßigkeit und Effizienz unterwerfen, in sich selbst radikal unzulässig). In mancher Hinsicht ist das richtig, aber es trifft eben doch nicht das Wesentliche. Denn 1) ist der Begriff Jüngers noch viel umfassender und vor allem ungenauer als jener; 2) meint Jünger seine Schilderung gar nicht in erster Linie kritisch; und 3) ist diese Rede vom Arbeitsprozess nicht das letzte Wort. (Dieser dritte Punkt wird erst im *Arbeiter* ganz deutlich, weshalb ich ihn hier aus spare.)

Zum Ersten: Als Beispiele der Mobilmachung nennt Jünger die Planwirtschaft, die umfassende Militarisierung des gesamten Lebens und den Übergang zur faktischen Diktatur durch die Oberste Heeresleitung im Weltkrieg.<sup>59</sup> Man merkt also einerseits, dass es nicht nur um instrumentelle Vernunft im Sinn der linken Kritiken geht, und andererseits, dass der militärische Name, den Jünger wählt, kein Zufall ist. Es geht um einen Vorgang, der sich im Krieg in paradigmatischer Weise offenbart. Sodann treten als weitere Beispiele die politischen Totalitarismen auf, die mit nachlässiger Geste über alle Rücksichten gegenüber der individuellen Freiheit hinweggehen – und zwar der italienische Faschismus ebenso wie der russische Bolschewismus.<sup>60</sup>

Diese Zusammenstellung ist auch deshalb relevant, weil – zum Zweiten – die Schilderungen aller Phänomene der Mobilmachung und so auch die dieser beiden scheinbar entgegengesetzten politischen Systeme von Jünger mit unverhohlener Sympathie

57 Jünger: Die Totale Mobilmachung. In: Essays. 119–142. 126.

58 Ebd. 130.

59 Vgl. ebd. 126f.

60 Ebd. 127.

erbracht werden. All das, was die linke Kritik an Unmenschlichem im Prozess der kapitalistischen Moderne beklagt, wird von Jünger im Gegenteil ungeduldig begrüßt, und er wertet den Vorwurf der Unmenschlichkeit als atavistisches Überbleibsel eines in Wahrheit längst überwundenen bürgerlichen 19. Jhs. – längst überwunden, nämlich durch das Faktum der Totalen Mobilmachung selbst. Diese ungeteilte Sympathie für Faschismus und Stalinismus sollte in Erinnerung behalten werden, wenn sich Jünger später als Anwalt der Unterdrückten, Entrechteten und Einzelnen aufspielt. In ihr liegt im Übrigen auch einer der ideologischen Gründe für das ambivalente Verhältnis, das von beiden Seiten zwischen Jünger und den Nazis bestand. Man braucht nicht glauben, dass Jünger aus Antifaschismus die Distanz zu den Nazis gesucht hätte. Sie waren ihm wahrscheinlich einfach nicht radikal genug.<sup>61</sup>

Bei alledem nimmt es nicht Wunder, wenn das, was Jünger unter der Totalen Mobilmachung oder dem Arbeitsprozess versteht, letztlich nicht ganz zu greifen ist. Was einigermaßen klar begann, mündet wieder in irgendetwas Grandioses ein, in dem sich Technisierung, Optimierung, Industrialisierung, restlose Verschränkung, Beschleunigung, Maschinisierung, Vermassung und Anonymisierung vermischen. Besonders deutlich wird das dadurch, dass große Teile des Textes einigen mehr als spekulativen Ausführungen darüber gewidmet sind, wie sich der Arbeitscharakter des Prozesses in Anlass, Verlauf und Ergebnis des Weltkrieges niedergeschlagen hat. So wird unwiderleglich bewiesen (weil einfach tautologisch), warum Deutschland den Krieg verlieren musste: Es hatte die Totale Mobilmachung noch nicht konsequent genug in Angriff genommen.<sup>62</sup> Ich übergehe diese Ausführungen gnadenhalber und zitiere stattdessen abschließend eine der klareren Passagen, die zugleich als Überleitung zum *Arbeiter* dienen soll.<sup>63</sup>

Viel wäre so noch zu nennen – allein es genügt, dieses unser Leben selbst in seiner vollen Entfesselung und in seiner unbarmherzigen Disziplin, mit seinen rauchenden und glühenden Revieren, mit der Physik und Metaphysik seines Verkehrs, seiner Motoren, Flugzeugen und Millionenstädten zu betrachten, um mit einem mit Lust gemischten Gefühl des Entsetzens zu ahnen, dass es hier kein Atom gibt, das *nicht* in Arbeit ist, und dass wir selbst dem rasenden Prozess im Tiefsten verschrieben sind. Die Totale Mobilmachung wird weit weniger vollzogen, als sie sich selbst vollzieht, sie ist in Krieg und Frieden der Ausdruck des geheimnisvollen und zwingenden Anspruchs, dem dieses Leben im Zeitalter der Massen und Maschinen uns unterwirft. So kommt es, dass jedes einzelne Leben immer eindeutiger zum Leben eines Arbeiters wird und dass auf

61 In diesem Sinn schreibt auch Stefan Breuer: »Zu dieser Zeit [1929] verfolgte Jünger allerdings bereits die Entwicklung des Nationalsozialismus mit einem gewissen Argwohn. Wie im Falle des italienischen Faschismus stieß er sich vor allem an der mangelnden Radikalität, an der aus seiner Sicht viel zu weit gehenden Bereitschaft, sich auf Parlamentarismus und Legalität einzulassen.« (Anatomie. 138.)

62 Vgl. Die totale Mobilmachung. 131f.

63 Jünger hat die Angewohnheit, sich selbst im Rückblick für die prophetische Voraussicht seiner Texte zu beglückwünschen, so auch hier (142). Das ist schon lustig, denn wenn man möglichst raunend und irgendwie über alles schreibt, dann fällt es freilich nicht so schwer, später alles mögliche »Prinzipielle« im früher Geschriebenen zu finden.

die Kriege der Ritter, der Könige und der Bürger die Kriege der Arbeiter folgen – Kriege, von deren rationeller Struktur und deren Unbarmherzigkeit uns bereits die erste große Auseinandersetzung des 20. Jahrhunderts eine Ahnung gegeben hat.<sup>64</sup>

1932 werden diese Gedanken von Jünger systematisch in seinem Buch *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* entfaltet. In diesem ehrgeizigen Werk ist Jüngers Metaphysik und Politik niedergelegt – und es lohnt sich, sie wenigstens in groben Zügen zu betrachten, um die Haltlosigkeit von Jüngers späterer Selbstinszenierung zu entlarven.

Das Buch ist von einem eigenartigen Zwiespalt durchzogen, der auch sonst bei Jünger begegnet (etwa in den Kriegsaufzeichnungen) und der einen Knotenpunkt seines Denkens ausmacht. In der Tat begegnet dieser Zwiespalt auf mehreren Ebenen im *Arbeiter*; ich werde die Sachlage der Übersichtlichkeit halber vereinfachen.

Auf der einen Seite ist da die Bewegung maximaler Beschleunigung und Intensivierung, die zugleich eine der Einebnung von Unterschieden und kurz gesagt eine Zerstörung ist. Es ist dieser Aspekt der historischen Wirklichkeit, der ganz eigentlich revolutionär ist. Jünger spricht auch davon, dass die Revolution in zwei Stufen oder Phasen abläuft, von denen die negative, vernichtende die erste ist. Die Rede von Revolution ist dabei zweifelsohne ernst gemeint, ebenso wie es offensichtlich ist, dass Jünger sich am Bild der Vernichtung des Alten durch das Wirken des Arbeiters berauscht.<sup>65</sup> Man merkt hier, dass die Reaktion nicht mit Konservatismus zu verwechseln ist. Jünger fühlt sich den Bolschewiki näher als denen, die meinen, die Ständegesellschaft wiederbeleben zu können. Jüngers reaktionäres Denken im *Arbeiter* ist ein Hypermodernismus, meilenweit entfernt etwa von Heideggers Provinzialismus.

Dieser Extremismus, die Überbietung in Beschleunigung und Intensivierung ist aber kein Selbstzweck. In der zweiten Phase der Revolution mündet das atemlose Treiben, das zuvor auch nur von wenigen in seinem wahren Sinn überblickt werden konnte, in eine Art Ruhe ein: Hier wird nach großen Plänen gewaltet, indem die Mittel, die zur Verfügung stehen (auch und vor allem die technischen), endlich in Perfektion zum Einsatz gelangen. Dies geschieht dort, wo sich echte *Herrschaft* etabliert, deren Echtheit bei Jünger »Legitimität« heißt.

Damit haben wir einen der drei Begriffe des Titels erreicht: Das Buch ist getrieben von einer unstillbaren Sehnsucht nach echter, durchsetzungsfähiger und der Mittel mächtiger Herrschaft. Wieder gibt es keine einzige Andeutung darüber, wozu diese Herrschaft gebraucht werden soll. Herrschaft als solche ist Zielpunkt der Sehnsüchte. Die hohle Idee einer hierarchischen Ordnung vereint die libidinösen Energien auf sich, die nach der Berauschung an der Vernichtungsorgie des Arbeitsprozesses noch übrig sind. Das ist eben das Eigenartige an Jüngers Philosophie, dass in ihr die beiden inkompatiblen Aspekte eines historischen Prozesses gleichermaßen erotisch aufgeladen erscheinen. (Keiner von beiden ist mit Ideen wie Demokratie, Menschenrechten, individueller Freiheit etc. zu vereinbaren.)

Aber ist das wirklich ein historischer Prozess? Es ist klar, dass Jünger einerseits als Diagnostiker seiner Gegenwart schreibt, andererseits als Prophet einer (mehr oder weni-

64 Ebd. 128.

65 Vgl. z. B. Jünger: *Der Arbeiter*. 259. 267.

ger) unmittelbar bevorstehenden Zukunft. Und doch ist die Geschichte als solche getilgt. Die einzige Spur, die von ihr bleibt, ist die eher unbeholfene Epochenspekulation, die sich dort findet. Das Bild ist nämlich noch nicht vollständig. Man muss sich klarmachen, dass Jünger in allem Ernst Metaphysik betreibt in diesem Buch. Das wird deutlich, wenn man den anderen Begriff des Titels ins Auge fasst: den der *Gestalt*. Jünger versteht unter Gestalt nichts, was man als eine sinnliche oder sichtbare Form darstellen oder wahrnehmen könnte. Vielmehr ist die Gestalt bei Jünger nichts anderes als eine platonische Idee: Gestalten existieren außerhalb von Zeit und Geschichte. Sie entstehen nicht in der Geschichte, sondern Geschichte entsteht, insofern sich in ihr eine Gestalt durchsetzt. Wir bilden keine Gestalten, sondern wir haben Realität in dem Maße, in dem es uns gelingt, uns der Gestalt anzunähern. Sie bildet das Ewige unseres Seins.

Von höchstem Belange aber ist die Tatsache, dass die Gestalt den Elementen des Feuers und der Erde nicht unterworfen ist und dass daher der Mensch als Gestalt der Ewigkeit angehört.<sup>66</sup> In seiner Gestalt, ganz unabhängig von jeder nur moralischen Wertung, jeder Erlösung und jedem »strebenden Bemühn«, ruht sein angeborenes, unveränderliches und unvergängliches Verdienst, seine höchste Existenz und seine tiefste Bestätigung. Je mehr wir uns der Bewegung widmen, desto inniger müssen wir davon überzeugt sein, dass ein ruhendes Sein sich unter ihr verbirgt und dass jede Steigerung der Geschwindigkeit nur die Übersetzung einer unvergänglichen Ursprache ist.<sup>67</sup>

Wir finden so denselben Sachverhalt wie in der ›Totalen Mobilmachung‹ wieder: Da, wo man eine genaue Analyse realer historischer Entwicklungen, Bedingungen und Verhältnisse erwarten und begrüßen würde, findet man stattdessen eine spekulative Überhöhung der Prozesse in die Verwirklichung einer schon bestehenden Gestalt, die die Prozesse lenkt und orientiert. Geschichte ist getilgt, damit aber auch jedes nachvollziehbare Verständnis von Freiheit, individueller wie kollektiver.

Getilgt ist dann auch der Widerspruch oder immerhin die Spannung zwischen der maximalen Bewegung auf der einen Seite und der großen Ruhe auf der anderen. Man kann dann jene ins Reich des Empirischen, des »nur« Geschichtlichen, der Vorbereitungen, der »Werkstättenlandschaft«, wie es oft heißt, verbannen, während die Ruhe die Identität und Identifizierung der Gestalt mit sich selbst andeutet. Die Spannung ist mindestens verringert dadurch, dass der eine Pol ins Hohe entrückt ist. Das Verhältnis zwischen den empirischen Ereignissen und Entwicklungen einerseits und der Gestalt ist übrigens philosophisch sehr konsequent als eines der Analogie gedacht, so dass hier die Verbindung im *Gleichnis* oder im *Symbol* gestiftet wird: Diese oder jene Tatsache ist Gleichnis für die Gestalt.<sup>68</sup>

Es wäre aber ein Irrtum zu meinen, dass diese Entrückung ins Hohe geschieht, um diese Spannung zu verringern. Nein, es ist ganz klar, dass für Jünger die Metaphysik

66 »Der Mensch«? Oder »dieser Mensch«? Gelegentlich klingt es so, als habe der Einzelne schon als solcher Gestalt (36). Das ist aber sichtlich nicht das letzte Wort, davon abgesehen, dass damit der Begriff der Gestalt eine selbst spekulativ nur noch schwer einzuholende Ausweitung erfahren würde.

67 Ebd. 38. Auch 234.

68 Z.B. ebd. 230.

der Gestalten das Erste und das Grundlegende ist. Aus ihr heraus wird die gleichzeitige Züchtung von Affekten möglich, die sich unterschiedslos auf widersprechende Objekte stürzen. Der erste Affekt, damit der erste Gewinn der Metaphysik ist aber die Erbauung am Erhabenen der Gestalt selbst – ein Affekt, der nach der oben angedeuteten dreischrittigen Logik erfolgt (Kappung aller Verbindung; Entrückung ins Hohe; innere Unbestimmtheit). Man muss freilich zugeben, dass dieser Aspekt der Affektproduktion im *Arbeiter* nicht ebenso gut funktioniert wie im reaktionären Formalismus von *Der Kampf als inneres Erlebnis*; das hängt mit der Textsorte zusammen: *Der Arbeiter* gibt sich wenigstens passagenweise als philosophische Abhandlung, so dass seine Zentralbegriffe unter Bedingungen stehen, die eine enthemmte Affektproduktion teilweise behindern.

Es ist Jünger mit seinem Platonismus ernst; im selben Sinn lässt er in vielen Texten ein ambivalentes Verhältnis zur Religion durchblicken: Er mag mit Kirchen nicht viel oder nur provisorisch etwas anfangen können, doch die Berufung aufs Ewige ist ihm unerlässlich, so dass noch unter den diesseitigsten Texten eine heterodoxe Religiosität schlummert.

Was für andere Gestalten gibt es außer dem Arbeiter? Das ist gar nicht so einfach zu sagen. Erwähnt wird z. B. mal der Soldat, auch der »namenlose Soldat«, aber auch der steht schon eigentlich im Horizont der Arbeit.<sup>69</sup> Sicher müsste man z. B. den Feudalherren als eine andere Gestalt ansehen, immerhin soll die Gestalt das sein, was Geschichte organisiert. Aber relevanter als die Frage, was es sonst noch für Gestalten gibt, ist die Auskunft, wer keine eigene Gestalt bildet. Man ahnt es schon: Es ist der Bürger.<sup>70</sup>

Wie immer sind der Bürger und seine Epoche die paradoxen Inkarnationen einer Wirklichkeit, die keine ist. Die Überschrift des ersten Kapitels sagt es: »Das Zeitalter des dritten Standes als ein Zeitalter der Scheinherrschaft«. Die bürgerliche Epoche hat eine Reihe von Scheinentitäten geprägt, die nun, im Angesicht des Arbeiters, zerschellen und ihre Nichtigkeit offenbaren. So sprach man auch von der »Gesellschaft«, wo es in Wahrheit nur den *Staat* gibt. Vor allen Dingen aber hat das Bürgertum einen Gegensatz erfunden, dessen beide Seiten in Wahrheit nicht existieren für Jünger: Individuum und Masse. Man kann nicht einmal sagen, dass Jünger die unter Reaktionären verbreitete Feindschaft gegen die Masse teilt, weil er vielmehr glaubt oder doch vergibt, es zu tun, dass es die Masse gar nicht gibt. Ebenso existiert das Individuum oder auch »der Einzelne« nicht: »Im engsten Verhältnis zur Gesellschaft steht endlich der Einzelne, jene wunderliche und abstrakte Figur des Menschen, die kostbarste Entdeckung der bürgerlichen Empfindsamkeit und zugleich der unerschöpfliche Gegenstand ihrer künstlerischen Bildungskraft.«<sup>71</sup> Nochmal: Es ist derselbe Autor, der sich 1932 so äußert und der nach 1945 die Pose des Verteidigers des Einzelnen gegen alle Vereinnahmungen einnimmt. Dabei ist klar, dass im *Arbeiter* für den Einzelnen, das Individuum und vor allem für die Rechte, die das bürgerliche Zeitalter – bei aller mehr als berechtigten Kritik, die am Bürgertum und dem Liberalismus geboten ist – für die Menschen erkämpft hat, kein Platz ist. Schon auf den ersten Seiten wird eine jener reaktionären Lieblingsideen ausgewalzt, die sehr

69 Vgl. *Der Arbeiter*. 155.

70 Ebd. 41: »Der Bürger aber gehört nicht den Gestalten an, daher frisst ihn die Zeit, auch wenn er sich mit der Krone des Fürsten oder mit dem Purpur des Feldherrn schmückt.«

71 Ebd. 25.

genau die von den Frankfurtern diagnostizierte Verkehrung der Begriffe in ihr Gegenteil praktiziert: die Idee, dass wahre Freiheit im Gehorsam besteht. Freiheit ist das Notwendige,<sup>72</sup> so dass gilt: »Zu erkennen ist dies: dass Herrschaft und Dienst ein und dasselbe sind.«<sup>73</sup>

Der Bürger ist also keine Gestalt, sein Regime ist nur Scheinherrschaft, sein Leben »Scheindasein«.<sup>74</sup> Der Arbeiter hingegen ist Gestalt, und dort, wo seine Verwirklichung gediehen ist, etabliert sich wahre Herrschaft und damit wahres Sein. In lockerer Anlehnung an Nietzsche wird vom Willen zur Macht gesprochen, und die Ergreifung von »substanzialer Macht« wird demzufolge mit »einem unzweifelhaften Sein« gleichbedeutend sein.<sup>75</sup> Von der Gestalt heißt es: »Sie ist im bedeutendsten Sinne ein Sein [...]«.<sup>76</sup>

Zuerst bricht es in die Welt der Bürger wie eine Naturgewalt ein. Die ersten Anzeichen der Präsenz und Wirksamkeit des Arbeiters kündigen sich als Elementares an. Doch ist die Macht einmal errungen und recht ausgeübt, dann ist der Arbeiter eben dadurch – durch seine Fähigkeit die Macht und ihre Mittel recht einzusetzen – legitimiert. Der Arbeiter erfüllt den »Auftrag«, der an ihn gerichtet ist. »Diese Legitimation eben ist es, die ein Sein nicht mehr als rein elementare, sondern als geschichtliche Macht erscheinen lässt.«<sup>77</sup>

Dann wirkt wahre Herrschaft, die sich in einer »organischen Konstruktion« bekundet, d.h. »eine immer engere Verschmelzung der organischen und mechanischen Kräfte«.<sup>78</sup> Diese rätselhafte Formel soll wohl nur aussagen, dass in der »organischen Konstruktion«, also dort, wo die Gestalt sich wirkungsvoll ins Wirkliche umsetzt, Technik, Politik und Leben in eins fließen: der alte Traum der höheren Einheit im Politischen, in der sich alles Einzelne, Abweichende und Eigensinnige negiert.

Wie aber kann das gelingen? Wie kann die wortwörtlich sinnlose Identifizierung von Freiheit und Notwendigkeit bzw. Gehorsam umgesetzt werden? Das gelingt nur, indem der alte Mensch, dessen Spektrum sich zwischen den Polen des Individuums und der Masse auffächert, überwunden und eine neue Art Mensch, eine neue »Rasse«, wie Jünger auch schreibt, an seine Stelle gesetzt wird. Dieser neue Mensch ist weder Individuum noch Masse. Er ist *Typus*.<sup>79</sup> Jünger sieht also die Heraufkunft eines Menschenschlages voraus, der als solcher die Einzigartigkeit und Andersheit nicht einmal mehr kennt. Jünger bemüht gezielt das Wort, dessen griechischer Ursprung auf den Präge­stempel verweist, der beliebig viele gleiche und vor allem gleichwertige Münzen schlagen kann (gleichwertig, denn es ist eben der Stempel, der den Wert der Münze bestimmt). Es geht

72 Ebd. 17.

73 Ebd. 18. Auch 153. 169. 249. 294. Die Reaktionäre sind geradezu vernarrt in diesen Stuss, zumindest die deutschen.

74 Ebd. 43.

75 Ebd. 75.

76 Ebd. 82.

77 Ebd. 73.

78 Ebd. 221.

79 Einigermaßen systematisch 153ff. Dort wird auch die Identifizierung von Freiheit und Gehorsam wieder durchexerziert. Es ist sicher kein Wunder, dass man derartige Theoreme immer und immer wieder wiederholen muss – begründen kann man sie schließlich nicht. Es findet sich denn auch nicht einmal der Versuch einer Plausibilisierung.

also um die Überwindung des Menschen des 19. Jhs. durch einen neuen Menschen, der sich von sich selbst aus in die Herrschaft einfügt, so wie er diese auch erst auszuüben versteht, und der von allen zaghaften Rücksichten auf Freiheiten oder Rechte unbeeindruckt ist.<sup>80</sup> Ich weiß ja nicht, wie es anderen dabei geht, aber mir wird da angst und bange; Jünger hingegen findet das alles höchst aufregend und begehrenswert.

Ich belasse es hierbei, was die Zusammenfassung des *Arbeiters* angeht. Es gäbe noch viel zu sagen, es gibt noch viele Aspekte, die ebenfalls in die Grundzüge des hier entworfenen Reaktionsbegriffs fallen, viele Motive, die uns schon in den früheren Texten begegnet sind und auch solche, die vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg an Bedeutung gewinnen werden. Nichts von dem, was man noch erwähnen oder diskutieren könnte, würde aber an dem Grundbefund etwas ändern (dieser würde in Wahrheit nur vertieft und bekräftigt werden).

Um ehrlich zu sein, war meine Darstellung der großen Züge von Jüngers *Arbeiter* eher schmeichelhaft. Sie unterstellte ein Buch, das man so in Wahrheit nicht findet, wenn man die Seiten aufschlägt: eine theoretische, vielleicht auch programmatische Abhandlung. Es ist aber mit dem *Arbeiter* wie mit den anderen Texten, die hier ihren Auftritt haben: Das Buch verzichtet auf jede Form von Begründungen; es werden vielmehr kategorisch die Behauptungen gesetzt, die allein dann Sinn ergeben, wenn man sich auf eine hochspekulative Metaphysik der Gestalten einlässt. Das Buch kennt keinen ernstzunehmenden argumentativen Fortschritt; stattdessen begegnet wieder das ewige Kreisen und die repetitive Struktur, in der nahezu wortgleich die Phrasen auftauchen, wo man eine Erläuterung gewünscht hätte. Und schließlich konstruiert sich das Buch um die extreme Unbestimmtheit seiner Grundbegriffe herum; allen voran bleiben die Gestalt und der Arbeiter höchst mysteriös. Das hat den Vorteil, dass jede echte Festlegung vermieden werden kann, so dass Jünger später – als die Brutalitäten des realexistierenden Faschismus überdeutlich wurden – glauben konnte, damit nie etwas zu tun gehabt zu haben. Im *Arbeiter* selbst aber ist die Tatsache, dass man sich unter den Gestalten und unter der des Arbeiters im Besonderen nichts Genaueres vorstellen kann, der Vorwand, irgendeine höhere Weihe des Schreibenden zu suggerieren, die halt nicht jeder hat. So schreibt Jünger andeutungsreich:

Von dem Augenblick, in dem man in Gestalten erlebt, wird alles Gestalt. Die Gestalt ist also keine neue Größe, die zu den bereits bekannten hinzu zu entdecken wäre, sondern von einem neuen Aufschlag des Auges an erscheint die Welt als ein Schauplatz der Gestalten und ihrer Beziehungen.<sup>81</sup>

80 Eine Begegnung aus den *Stahlgewittern* scheint eine gespenstische Antizipation dieses Typus zu sein: »Er war der erste deutsche Soldat, den ich ihm Stahlhelm sah, und er erschien mir sogleich als der Bewohner einer fremden und härteren Welt. [...] Das vom stählernen Helmrund umrahmte unbewegliche Gesicht und die eintönige, vom Lärm der Front begleitete Stimme machten einen gespenstischen Eindruck auf uns. Wenige Tage hatten diesem Boten, der uns in das Reich der Flammen geleiten sollte, einen Stempel aufgeprägt, der ihn auf eine unaussprechliche Weise von uns zu unterscheiden schien. [...] Nichts war in dieser Stimme zurückgeblieben als ein großer Gleichmut; sie war vom Feuer ausgeglüht. Mit solchen Männern kann man kämpfen.« (In *Stahlgewittern*. 95)

81 Der Arbeiter. 36. Vgl. auch 163: »[...] aber es gehören besondere Augen dazu, hierin mehr als einen Prozess der reinen Vernichtung zu sehen.«

Der *Arbeiter* ist genauso unverdaulich wie die anderen Texte von Jünger. Er ist eine endlose Aneinanderreihung von leerem Pathos, großen Worten, unverantwortlicher »hemmungloser Blutpropaganda«,<sup>82</sup> unklaren Gedanken, abstrusen »Erklärungen« und endloser Phrasendrescherei – was dort besonders ironisch ist, weil Jünger mit Vorliebe den Ausdruck »Revolution sans phrase« als Bezeichnung der eigenen Unternehmung verwendet. Jünger nennt das »Heroischen Realismus« – ein Titel, der jeden Kommentar erübrigt. Das Schwadronieren hat auch hier Methode, weil es wie immer um die Herstellung von Affekten geht, eine Herstellung, die eben das Ausweichen vor einer irgendwie unerträglichen Realität vollzieht. Eine Stelle für zahllose:

Drückt sich hier doch das Bestreben aus, der neuen Gestalt, die sich bereits seit langem im Leiden angekündigt hat, eine aktive Repräsentation zu verleihen. Es kommt nicht darauf an, dass wir leben, sondern dass überhaupt auf der Welt wieder die Führung eines Lebens im großen Stile und nach großen Maßstäben möglich ist. Man trägt dazu bei, indem man die eigenen Ansprüche schärft.<sup>83</sup>

Die Unklarheit betrifft aber noch den Kern jeder theoretischen Anstrengung: ihre Hauptbegriffe. Ich hatte mit Blick auf die ›Totale Mobilmachung‹ versucht, den Begriff des Arbeiters bzw. des Arbeitsprozesses näher zu fassen. Dann ist darunter die wachsende Hegemonie der instrumentellen Vernunft, die Ausweitung und Intensivierung von Technik und Industrie, die Herrschaft von und vermittels Maschinen und allgemein die immer restlosere Einbindung aller in den einen Prozess zu verstehen, der sowohl vernichtend in Bezug auf das Alte wie schöpferisch in Hinblick auf das Neue ist – ein Neues, zu dessen Prophet sich Jünger macht. So weit kann man die Sache mit dem Arbeiter vielleicht noch halbwegs verstehen. Aber erstens drängt sich immer wieder, schon im Text von 1930 und dann unübersehbar in dem von 1932 der Eindruck auf, dass man mit dieser »Übersetzung« in eine verständliche Sprache etwas Wesentliches verliert (was dann kein Wunder ist, wenn die Unbestimmtheit und damit die Unübersetzbarkeit ins Verständliche gerade zum Wesen der Sache gehört, die grundsätzlich eine rhetorisch produzierte ist); zweitens sieht man nicht recht, wie man diese Auslegung mit der Metaphysik überzeitlicher und geschichtsbestimmender Gestalten in Einklang bringen soll. Ich denke, die Lösung ist am Ende ganz einfach. Was Jünger unter der Gestalt des Arbeiters vorschwebt und was massiv erotisch aufgeladen ist, ist nichts anderes als die Praxis des rücksichtslosesten *Totalitarismus* als solcher.<sup>84</sup> Als solcher, d.h.: Es ist fast egal, in welchem Namen der

82 Ausgerechnet Jünger beklagt diese »Blutpropaganda« als Kennzeichen sensationslüsternen Journalismus (267)! Überhaupt reibt man sich manchmal die Augen, mit welchen Worten Jünger Kritik übt. So ist auch der *Arbeiter* doch am Ende nichts anderes als eine »peinliche Mischung von Abgedroschenheit und Überhebung« (209).

83 Ebd. 203. Auch zwei Seiten weiter findet man diese strategische Verquickung von Metaphysik und Rhetorik zur Affektproduktion beispielhaft ausgeführt, ab »Wir aber stehen mitten im Experiment«. Dort ist auch die auffällige Berufung auf eine angeblich so große »Verantwortung« zu lesen, die auf 211 gar in »ein höchstes Verantwortungsgefühl« gesteigert wird. Man sagt »Verantwortung« oft genau dann, wenn man sie mit jedem weiteren Wort verweigert.

84 Besonders deutlich etwa gegen Ende, 304, wo von einer »Arbeitsmobilmachung« die Rede ist, »die sich auf die Gesamtbevölkerung und ihre Mittel erstreckt«.

Totalitarismus umgesetzt wird; die Bolschewiki sind dafür fast gleich gut wie die Faschisten, Hauptsache, es werden alle bis zum letzten und bis ins Letzte mobilisiert und gnadenloser Disziplin unterworfen.

Dennoch ist es deutlich, dass Jüngers Vision letztlich die eines *radikalen Faschismus* ist. Er räumt dem Sozialismus ein relatives Recht ein, indem er die Arbeit der Nivellierung aller Differenzen, d.h. alten Hierarchien besorgt. Der Irrtum des Sozialismus, in der Theorie, wenn auch offenkundig nicht in der Praxis, ist freilich der Glaube, dauerhaft eine Gesellschaft ohne Ordnung, d.h. ohne Hierarchie begründen zu können. Er bleibt bei den Voraussetzungen stehen.<sup>85</sup> Auch lässt sich der Anklang des italienischen Futurismus deutlich im *Arbeiter* erkennen, jener hypermodernistischen Kunstrichtung, die sich recht zwanglos an den Faschismus anzubiedern wusste.

Natürlich könnte man ja auf die Idee kommen zu sagen, dass Jünger demnach die Vision eines »guten« Faschismus gegen den »schlechten« Nationalsozialismus vertreten habe. Es stimmt, dass Jünger sich auf den Nationalsozialismus nach 1933 nicht nennenswert eingelassen hat. Es stimmt auch, dass im *Arbeiter* zwar immer wieder der Begriff der »neuen Rasse« eingesetzt wird, dass Jünger die Rasse aber nicht biologisch versteht, sondern als Produkt einer mehr oder weniger gezielten Züchtung durch Zucht (also eben keine biologische Züchtung), also durch Disziplin.<sup>86</sup> Jünger wäre wohl nicht auf die Idee von Vernichtungslagern gekommen – was übrigens nicht heißt, dass ihm der Antisemitismus völlig fremd wäre.<sup>87</sup>

Ich schreibe das nur, weil es heute nicht mehr genügt, einer Person oder einem Denken Faschismus nachzuweisen, um sie zu disqualifizieren. Der Faschismusvorwurf und selbst der Faschismusbeweis schreckt heute nicht mehr alle ab. Einige, und wer weiß wie viele?, sind sich nicht mehr so sicher, wenn man erklärt, dass Faschismus intrinsisch falsch ist.<sup>88</sup>

Es gibt viel dazu zu sagen, und wir wissen noch nicht, was von alledem sich als hilfreich erweisen wird. Ich beschränke mich auf zwei Antworten, die direkt auf die Lektüre Jüngers bezogen sind.

Erstens sind es sicher keine besonderen Rücksichten auf Randgruppen, Minderheiten oder auch nur allgemeine Rechte, die Jünger von einem Engagement für die Nazis abgehalten haben. Die Nazis waren ihm nicht zu brutal oder grausam, sondern wahrscheinlich ganz einfach zu moderat. Der Radikalismus des *Arbeiters* verträgt sich nicht

---

85 »In diesem Zusammenhange erscheint der Sozialismus als die Voraussetzung einer schärfsten autoritären Gliederung und der Nationalismus als die Voraussetzung für Aufgaben von imperialem Rang.« (Ebd. 252)

86 Vgl. etwa ebd. 154. 296ff.

87 Vgl. Über Nationalismus und Judenfrage. In: Politische Publizistik. 587–592, wobei sich Jünger sicher selbst zugutehalten würde, wie gönnerhaft er den konservativen und den (in seinen Augen) unzureichend revolutionären Nationalismus im Hinblick auf ihren Antisemitismus hier kritisiert. Das Hauptproblem sind für Jünger in der Tat nicht »die Juden«, sondern der Liberalismus. Gleichwohl greift er mit beiden Händen zu am Büffet der antisemitischen Klischees. Nebenbei bemerkt bietet der Band, in dem der Aufsatz zu finden ist, ein regelrechtes Assortiment der unverdaulichsten und unappetitlichsten reaktionären Brocken.

88 Vgl. dazu eindrücklich Strick: Rechte Gefühle. 42ff.

mit der klugen, kalkulierenden Politik der Nazis nach 1933, deren erste Sorge die Etablierung an der Macht war und nicht eine revolutionäre Vernichtung aller Verhältnisse. Spätestens nach 1934 waren die »nationalrevolutionären« Tendenzen innerhalb der NS-DAP im Wesentlichen ausgeschaltet.

Aber heißt das etwa zweitens, dass damit irgendeine Ressource des Faschismus noch nicht ausgeschöpft wäre, die von den Verbrechen der Nazis unbefleckt wäre? Solche und ähnliche Argumentationsmuster findet man, implizit oder explizit, heute wieder in Wortmeldungen, und zwar nicht mehr nur in bierseligen Hinterzimmern von Gaststätten mit dunkler Holzwandverschalung. Doch was sollte am Faschismus gut sein? Selbst angenommen, Jünger *Arbeiter* hätte nichts mit den Nazis zu tun – was schon eine völlig verantwortungslose Umdeutung ist –, was wäre dann an der Konzeption, die hier mehr geahnt als durchdacht wird, erstrebenswert? Eine Bewegung totaler Erfassung, Kontrolle und Disziplin, in der Freiheit als Gehorsam verkauft wird: Wer wollte sich so einer Bewegung anvertrauen? Zumal da von »Zielen« oder umzusetzenden »Ideen« bzw. »Idealen« so einer Bewegung wortreich geschwiegen wird: nur die Selbstbezüglichkeit der Bewegung und der Gestalt zählt, wie Jünger in konsequenter Verfolgung des reaktionären Formalismus erklärt.<sup>89</sup>

Und doch gibt es eine Anziehungskraft solcher Denkweisen und Traktate. Es ist eben, wie Deleuze und Guattari es beschreiben: Dieser Brutalismus ist irgendwie geil. Die Evokation von Härte, Unerschütterlichkeit, Treue (wozu? egal!), Schärfe, Kälte, Unerbittlichkeit, Rücksichtslosigkeit: Irgendwie tut das gut. Der Brutalismus zelebriert die Befreiung aus dem, was uns menschlich macht: aus den Rücksichten und Verantwortungen unserer Beziehungen zu anderen, als eine Befreiung zum authentisch Menschlichen. Es ist ihm wahrscheinlich einfach alles viel zu anstrengend. Dieser Faschismus hat erklärtermaßen gar keine eigenen Ziele; die Anrufung irgendeiner mystischen Entität genannt »Gestalt« soll darüber hinwegtäuschen. Er wird aber in allen seinen Verwirklichungsformen immer, früher oder später, und wahrscheinlich früher Menschen zwingen, verletzen, ausgrenzen und töten.

Dass es damit eine eigene Bewandnis hat, darauf deutet eine Erzählung von Borges hin. Der Faschist will genau diese Brutalität. Er suhlt sich in der Eindeutigkeit von Kampf, Sieg und Niederlage und an der Lust der Unterdrückung. Die Sexualisierung ist dabei die der Unterdrückung *als solcher*: Der reaktionäre Formalismus, betrachtet als rhetorische Strategie, sagt das Wahre über die reaktionäre Libidoökonomie. Die Lust an der Unterdrückung gibt sich allerlei Zwecke und Gründe, und nicht selten ist es ihr ernst damit. Aber am Ende ist sie Lust an der Unterdrückung als solcher. Daraus ergibt sich, dass einer so eingerichteten Affektökonomie nicht mit Argumenten beizukommen ist. Man könnte ja darauf hinweisen, dass über kurz oder lang noch der heterodoxe Faschist Opfer eben dieser Unterdrückung werden wird. Aber mit diesem Argument wird man nicht weit kommen, zumindest nicht, solange die Drohung sich noch nicht bewahrheitet hat.

89 Jünger kommt fast dahin, exakt diese formalistische Struktur selbst auszusprechen; sie ist nur noch durch die dünne Wand der rhetorischen Frage von einer expliziten Statuierung getrennt: »Ist es möglich, einen Glauben ohne Dogma zu besitzen, eine Welt ohne Götter, ein Wissen ohne Maximen und ein Vaterland, das durch keine Macht der Welt besetzt werden kann?« (A. a. O. 98) Jünger selbst nennt diese Haltung einen »kriegerischen Skeptizismus«.

Denn die Lust ist eine am Zwang selbst, und dass man selbst gezwungen wird, ist fast schon Beweis der Richtigkeit dieser Lust. Diese Affektökonomie ist von Argumenten zunächst einmal nicht zu erreichen. Man kann ihr nur selbst wieder affektiv beikommen oder genauer: in einer Arbeit an der Affektökonomie selbst.

Wie tief diese affektive Perversion reicht, lässt sich nie a priori sagen. Deshalb ist es gut, weiterhin alle Mittel, intellektuelle, kognitive und andere, auszuschöpfen, um einen Umschwung zu erreichen. Idealtypisch allerdings ist der Faschist noch der Verteidiger der eigenen Vernichtung, denn Vernichtung muss es geben, und wenn nicht die der anderen, dann eben die eigene. Auf diese Selbstzweckhaftigkeit des Brutalismus weist nun eben die erwähnte Erzählung hin. Borges lässt in ihr einen Nazi-Kriegsverbrecher, einen ehemaligen stellvertretenden KZ-Leiter, in der Nacht vor seiner Hinrichtung durch die Alliierten Zeugnis ablegen – nicht so sehr für seine Handlungen als vielmehr für die Zuversicht, mit der er in den Tod geht. Der Erzähler, Otto Dietrich zur Linde, kann getrost dem Ende entgegensehen, denn die Niederlage Deutschlands ebenso wie die eigene Hinrichtung sind eben in ihrer Endgültigkeit die Beweise, dass genau die eine Logik die Welt regiert, die in der reaktionären Affektökonomie alle Last des Seins zu tragen hat: die Selbstzweckhaftigkeit der Gewalt. Hauptsache, es wird gekämpft und gestorben. Wer stirbt, wer siegt – das ist nebensächlich: »Was zählt es denn, dass England der Hammer ist und wir der Amboss? Es zählt allein, dass die Gewalt regiert, nicht die sklavische Zagheit des Christentums.«<sup>90</sup>

Jünger berauscht sich nicht weniger an der Logik von »Hammer oder Amboss, Hauptsache, es knallt«. Was ist heute notwendig? »[...] die Behauptung und der Triumph oder, wenn es sein muss, auch die Vorbereitung zum entschlossenen Untergange inmitten einer durchaus gefährlichen Welt.«<sup>91</sup> An anderer Stelle wird die Drastik dieser Überzeugung so weitgetrieben, dass der Leser, der sie nicht teilt, nur noch ratlos mit dem Kopf schütteln kann: »Das tiefste Glück des Menschen besteht darin, dass er geopfert wird [...]«<sup>92</sup>

Freilich, Papier ist geduldig. Kann man das wirklich ernst meinen? Wenn man damit meint, ob jemand so leben und handeln kann, also diese Affekte und »Überzeugungen« (ohne Gegenstand) im Ernst realisieren kann, dann muss ich sagen: Ich weiß es einfach nicht. Die Prosa Jüngers hat aber, wie gezeigt, als eine wesentliche Eigenschaft, dass sie die Grenze zwischen Fiktion und Realität, zwischen Schreiben und Sein systematisch

90 Borges: Deutsches Requiem. 79. Diese Erzählung ist auf fast schon unheimliche Weise präzise. Borges entwirft dort auf acht Seiten ein dichtes, idealtypisches Bild des deutschen Faschismus. Kein Element fehlt: die Hingabe an Musik und Metaphysik, die Begeisterung für Schopenhauer, Nietzsche und Spengler, die peinliche Sentimentalität, die Hoffnung auf den Krieg als höchste Probe, die Umdeutung des Nationalsozialismus in eine hohe moralische Aufgabe und der Abscheu gegen das »hinterhältige Mitleid« (75), der Antisemitismus, nicht zuletzt das Bewusstsein, die Avantgarde einer neuen Zeit zu sein und einen neuen Menschentyp zu verkörpern. Zugleich ist das Ganze zu einer Einheit gerundet, die die Erzählung unmittelbar glaubhaft macht. Es gab Otto Dietrich zur Linde nicht; doch es gab Abertausende ganz genau wie ihn. (Besonders gruselig mit Blick auf Jünger ist der Name von zur Lindes Bruder: Friedrich.)

91 A.a.O. 212.

92 Ebd. 76.

verwischt. Dann kann man sagen: Man kann diesen Gedanken, dass der Kampf das einzig Entscheidende ist, ungeachtet der Sieger und Verlierer, und sei man es selbst, *empfinden*. Er hat eindeutig große affektive Kraft. Es fühlt sich gut an, so zu denken, so etwas zu schreiben, zu lesen, sich vorzustellen, man wäre auch so einer. In Hollywood-Filmen sind das die coolen Einzeiler, die die Helden im Angesicht sicheren Todes rauslassen. Es ist in der Tat cool, wenn in einem der *Star Trek*-Filme Worf angesichts einer erdrückenden Übermacht der Feinde gelassen erklärt, es sei heute wohl ein besonders guter Tag zu sterben. Aber noch einmal: Jeder 14-jährige weiß eben, dass das ein Film ist. Jünger versucht sich und anderen weiszumachen, dass dieses Ethos von Opferung und Vernichtung im Ernst zu halten sei. Da das aber nun einmal keineswegs sicher ist (um es mal vorsichtig auszudrücken), bleibt es dabei: Es ist Rhetorik, die aus ihrer eigentlichen Absicht, der Herstellung eines erhabenen Seinsgefühls, in Wahrheit kaum einen Hehl macht.

**Jünger wird sensibel.** Idealtypische Faschisten lassen sich also ergeben in der Niederlage, die ein Sieg ist, hinrichten. Was aber passiert mit den realen Faschisten, die von der Realität eingeholt werden? Eine Möglichkeit wäre, in allem Ernst sich und die eigene Mitverantwortung für das, was geschieht, zur Frage zu erheben. Das ist nicht leicht, leicht ist es nur, schnell darüber zu urteilen, dass jemand zu solcher Selbstkritik nicht in der Lage war. Niemand kann sagen, wie er oder sie einer vergleichbaren Herausforderung gewachsen wäre. Immerhin diese Erinnerung muss man festhalten. Das aber ändert nichts daran, dass jemand, der schreibt und andere mit seinen Texten beeinflusst, eine besondere Verantwortung für sein Wort hat. Wer daher im Angesicht der Enthüllung einer hässlichen Realität des eigenen Begehrens weiterschreibt, von dem kann man erwarten, dass er sich hierzu in irgendeiner Weise stellt, im besten Fall eben in kritischer Weise.

Diese für Jünger recht günstige Lesart wird stark durch das Erscheinen seines Romans *Auf den Marmorklippen* im Jahr 1939 gestützt. Darin habe der Autor sich, so die gängige Deutung, mutig und unmissverständlich gegen die Barbarei der Nazis gewandt und dadurch seine unbeugsame und unkorruptible Haltung bewiesen. In der Tat spricht auf den ersten Blick manches in dem Roman für diese sehr positive Sicht auf Jünger inmitten des Dritten Reichs, der damit unversehens eher als ein konservativer Mahner und Anwalt des Menschlichen in unmenschlicher Zeit erscheint.

Die Handlung ist schnell zusammengefasst. Angesiedelt in einer schwer zu identifizierenden Meerlandschaft, die mediterrane und mitteleuropäische Elemente frei miteinander vermengt, berichtet der Ich-Erzähler vom Einbruch einer brutalen, nur noch der Macht und der Gewalt verpflichteten Barbarei in die friedliche Gemeinschaft der Städte und Dörfer der Marina. Der Oberförster greift nach und nach aus dem Schutz des großen Waldes nach der Herrschaft über das Land im Meer. Er kennt dabei keine Rücksichten, und dieser Rücksichtslosigkeit ist die Welt der Küstengemeinden nicht gewachsen. Am Ende wird alles in Flammen stehen; der Erzähler wird sich mit seinem Bruder und seinem Sohn in die Berge von Alta Plana flüchten, wo er bei ehemaligen Feinden Asyl findet.

Man kann sich vorstellen, dass die Nazis nicht begeistert waren von der Veröffentlichung. Nicht nur passte sie eben nicht in die nationalsozialistische Vorstellung von Kultur und Literatur, sie konnte sogar leicht als eine Stellungnahme gegen die Nazi-Herrschaft selbst gelesen werden. Es war Jüngers Beliebtheit im Führungskreis der Nazis, die

die Veröffentlichung möglich machte und den Autor vor Repressalien schützte. (Angeblich hatte sich Hitler persönlich für Jünger ausgesprochen.)

Ja, so ein Buch zu solcher Zeit zu veröffentlichen ist nicht ohne Risiko gewesen. Es ist auch richtig, dass sich Jünger hier relativ klar gegen Diktatur und barbarische Gewalt positioniert – und diesmal kann man ihm die *relative* Klarheit als Zugeständnis an die Zeitumstände auslegen. Es ist sogar so, dass *Auf den Marmorklippen* passagenweise gut geschrieben ist. Vor allem zu Beginn hat es mich immer wieder durch seine sensiblen Beschreibungen des Lebens in dieser idyllischen Marina berührt. Nach den eindringlichen Schilderungen der Kriegstagebücher, nach der Pornographie des *Kampf*-Buches, nach dem hysterischen Extremismus der »philosophischen« Schriften präsentiert Jünger noch einmal eine andere Seite. Nicht zuletzt ist es diese Disparität der Texte, die eine Würdigung (oder eben Kritik) aus einem Guss bei Jünger so schwer macht.

Dennoch muss man auch bei dem Roman von 1939, bei allem grundsätzlichen Wohlwollen, kritisch hinschauen. Der erste Grund für Zurückhaltung in der Jünger-Apologie ist schon in Bezug auf den *Arbeiter* erwähnt worden: Jüngers Distanz den Nazis gegenüber lag sicher nicht an Bedenken, die sich auf die inhumanen Konsequenzen der Nazi-Ideologie bezogen. Der Faschismus der Nazis war Jünger nicht zu grausam: Seine eigenen Texte suhlen sich ja im Genuss aller Arten von Zerstörung. Der Faschismus der Nazis war für Jünger einfach der falsche Faschismus.

Zweitens hat Jünger selbst die direkt zeitbezogene Deutung der *Marmorklippen* abgelehnt oder zumindest von sich weggerückt. In den Anmerkungen von 1972 bringt er hierfür, wieder eigenartig verquast, mehrere Argumente vor: 1) Was er in dem Roman schildert, lässt sich auf verschiedene historische Situationen und politische Regime anwenden, etwa auch auf den Stalinismus. (Wenig überraschend.) 2) Jünger reklamiert eine gewisse künstlerische Universalität, so dass seiner »Bescheidenheit« im Politischen (d.h. seine Weigerung, die Gelegenheit zu nutzen, um sich zum Feind der Nazis zu erklären) ein besonderes Selbstbewusstsein im Inhaltlichen korrespondiert: Was er dort geschrieben hat, ging »zeitlich wie räumlich über den Rahmen des Aktuellen und Episodischen hinaus«. <sup>93</sup> 3) Jünger setzt an die Stelle des Widerstandskämpfers eine andere Selbststilisierung: die des großen Einzelnen, der nur akzidentell in dieser oder jener Beziehung zur historischen Gegenwart steht. »Er kann an jeder Stelle zeigen, wie er gewachsen ist. Damit erweist er seine Freiheit – physisch, geistig, moralisch, vor allem in der Gefahr. Wie er sich treu bleibt: das ist sein Problem.« <sup>94</sup>

Mit dieser Standortbestimmung sind wir mitten im Problem. Diese Figur des Mannes, der sich aus sich selbst heraus bestimmt, ist im Grunde nach den Parametern des *Arbeiters* nicht wirklich zuzulassen, sie wird aber in den Nachkriegstexten Jüngers in den Vordergrund rücken. Warum aber sollte das ein Problem sein? Das Problem dieser Figur besteht in der neuen Strategie, die Jünger nun verfolgt und die sich sehr wohl in den *Marmorklippen* ablesen lässt. Es ist die Strategie einer apriorischen Entpolitisierung des Einzelnen. Jünger zieht den »Mann« ganz grundsätzlich aus den Zwängen und Zusammenhängen der Zeit, der Politik, der Geschichte; was bleibt, ist ein Einzelner und nicht selten auch Einsamer, der wie durch einen Kugelhael hindurch seinen Weg durch die

93 Jünger: *Auf den Marmorklippen*. 141.

94 Ebd.

Katastrophen seiner Zeit verfolgt. Die aber, diese Katastrophen haben mit ihm wesentlich nichts zu tun. Sie sind Zufälle oder zumindest Äußerlichkeiten.

Nochmal: Zum einen steht diese Idee in direktem Gegensatz zu dem feuchten Traum des Totalitarismus, wie er im *Arbeiter* geträumt wird. Zum anderen aber ist das ethische Ergebnis dasselbe: Im Kontext des Faschismus des *Arbeiters* gibt es keine eigentliche Verantwortung – auch und gerade, wenn dieses Wort gerne bemüht wird. Es kann gar keine geben, weil die Realisierung der Gestalt der wahre Motor der Geschichte ist, der man sich einordnen kann oder nicht. Aber was geschieht, geschieht, und das (vorläufige) Ziel der Geschichte wird 1) eh erreicht, beinhaltet 2) explizit Zerstörungen aller Art und erfordert und formt 3) einen Menschenschlag (eine »Rasse«), die alles Individuelle zugunsten der Eindeutigkeit des Typus abgelegt hat. Doch auch der nun herbeigeträumte große Einzelne hat keine Verantwortung, denn er navigiert wie ein Fremder durch ein Schlachtfeld großer Bewegungen, mit denen er seinem Kern und Wesen nach nichts zu tun hat. (Diese großen Bewegungen werden vor allem nach dem Krieg mit der Alibi-Chiffre des Nihilismus benannt.)

Diese Verweigerung jeder echten Verantwortung lässt sich auch am Verhältnis zum Befehl ablesen: Für den Typus des Arbeiters ist klar: Freiheit = Gehorsam. Der Befehl ist nicht nur die akzeptierte, sondern im Grunde die natürliche Art und Weise sprachlicher Kommunikation für diesen Menschenschlag. Der Einzelne hingegen weiß sich in aristokratischer Unberührtheit durch den Befehl. So wie die anderen Zeitumstände dringt auch der Befehl nicht in ihn hinein – ausführen wird er ihn aber doch und gerade deshalb! Denn der Einzelne, der so gar nichts mit der Politik zu tun hat, was sollte der denn schon der Übermacht der Staaten, Parteien und Massenaufläufe entgegenzusetzen haben? Die Entpolitisierung, der die totale Politisierung weicht, fungiert als Puffer zwischen dem Einzelnen und seiner Verantwortung. Es ist richtig, dass sich Jünger in seinem Roman von den und gegen die Nazis absetzt. Richtig ist auch, dass man an einen literarischen Text, zumal an einen, der unter der Drohung von Zensur und Verfolgung entsteht, nicht dieselben Ansprüche stellen darf wie an einen theoretischen Text, der in einer liberalen Gesellschaft entstehen kann. Doch die Wege, die die literarische Durcharbeitung des politischen Geschehens in den *Marmorklappen* einschlägt, deuten recht präzise auf die Fehlgriffe voraus, die nach 1945 Jüngers theoretische Standortbestimmungen bestimmen.

Das Erste und Folgenreichste ist eben die Konstruktion einer maximal entpolitisierten Realität von harmlosen, ganz dem Geistigen hingebenen Einzelnen, in die die Politik wie etwas Fremdes, als ein gewalttätiges Verhängnis hineinbricht. Das zeigt sich bereits in der Anlage des Romans, der nicht nur in relativer Unschuld, sondern in einer arkadischen Idylle beginnt, deren Einheit von Natur und Mensch mythische Züge annimmt. So spielt der Sohn des Erzählers, Erio, unbedroht inmitten der giftigen Lanzentottern, ja, er scheint mit ihnen in einem tiefen Einverständnis zu leben, so sehr, dass er sie zu lenken versteht.<sup>95</sup>

Der Erzähler und sein Bruder geben sich als ganz zurückgezogene Privatgelehrte, deren Forschungen ein Gebiet betreffen, das weiter von den zeitlichen Händeln der Menschen nicht entfernt sein könnte: die Pflanzenwelt der Marina. In der Tat bietet genau

95 Ebd. 13f.

diese Tätigkeit der Brüder Jünger die Gelegenheit, seinen Platonismus zu reaktivieren, der spätestens im *Arbeiter* voll durchgeschlagen war, der dort aber in einer eigentümlichen Dialektik zur Bewegung und Geschwindigkeit der Verwirklichung der Ideen (Gestalten) stand.<sup>96</sup> Hier nun kann der zeitabgewandte, der ewigkeitsvalente und damit der apolitische Aspekt der Ideen ganz zum Tragen kommen und die Entrückung des Lebens an dieser heimeligen Küste von aller Politik vorantreiben. So heißt es: »Wenngleich in ihrem [der Pflanzen] Keimen, Blühen und Vergehen ein Trug sich birgt, dem kein Erschaffener entrinnt, ist doch sehr wohl zu ahnen, was unveränderlich im Schreine der Erscheinung eingeschlossen ist.«<sup>97</sup> Hier (und auch sonst in diesem Kapitel 6) wird eine Metaphysik kolportiert, wonach, klassisch genug, die Welt der Erscheinungen, die Welt, in der es Zeit gibt, nur »Trug« ist – erst hinter ihr, erst jenseits von Zeit und Geschichte also beginnt die Realität. Es gilt, wie der Bruder des Erzählers erklärt, den Erscheinungen die Zeit »abzusaugen«.

Freilich, ganz ohne kriegerische Vergangenheit sind die beiden Brüder nicht. Ja, sie hatten sogar eine Zeitlang die Gesellschaft der Mauretaniern gepflegt, wie der Name jenes Kriegerordens lautet, dessen sich der Oberförster in seinem Zerstörungswerk bedient. Allerdings, es ist schon lange her, dass die Brüder aus dem Orden ausgeschieden sind und sich in die Rautenklause über dem Meer zurückgezogen haben. In die Zwischenzeit fällt die Periode, in der sich der Oberförster des Ordens bemächtigt hat. Die Schilderung der Mauretaniern ist dabei durchaus ambivalent: Auf der einen Seite kann der Erzähler seine (nostalgische, aber nicht nur) Faszination nicht verbergen: Sie stehen in ihrer soldatischen Härte, mit ihrem »Schlag von klaren, freien und stets fürchterlichen Geistern« für eine Stabilität, Festigkeit, die der Rest der Welt nicht vorweisen kann. Bei ihnen herrscht »unberührte Stille wie im Zentrum eines Zyklons«. Doch auf der anderen Seite wird ihre Grausamkeit nicht ausgespart. »Diesen Blick, doch ohne Furcht, gewann man in der Luft der Mauretania, die von Grund auf böse war.«<sup>98</sup> Sie sind jene, die im Moment der größten Bedrohung und der Vernichtung des Feindes gelassen und voller Genuss den Kelch heben. Man merkt, wie sich Gewalt und Heroisierung hier durchdringen. Sicher aber will der Erzähler unterscheiden zwischen den Mauretaniern von damals, selbst wenn auch sie keine Rücksichten kannten, und den Mauretaniern, die sich der Oberförster nach seinen Zwecken geschmiedet hat. Dieser erscheint dabei als ein Fremdkörper, der von außen dem doch immerhin integren Körper des Ordens eine Verkehrung zufügt, die ihn endgültig korrumpiert.

Wieder wird man einwenden, dass ein Roman nicht, noch weniger eine Parabel historisch genau sein muss. Aber man kann doch gar nicht anders, als *Auf den Marmorklippen* auch als eine Art Autobiographie zu lesen. (Allein die Nähe zwischen dem Erzähler und seinem Bruder evoziert unvermeidlich die zwischen Ernst und Friedrich Jünger.) Und dann stößt diese Unterscheidung zwischen den früheren und den späteren Mauretaniern sauer auf, soll damit doch offenbar (oder auch nicht? Ja, eben das ist Teil des Problems) eine Differenz zwischen den »Landsknechten« oder den Freicorps oder den Faschisten (das bleibt ebenfalls ungeklärt, was nun aber wirklich an der Fiktionalisierung

96 Es versteht sich, dass Jünger den Begriff der Dialektik nur mit Abscheu in den Mund nehmen kann.

97 Ebd. 22.

98 Ebd. 28.

liegt) einerseits und den von Hitler übernommenen Nazi-Faschisten suggeriert werden: guter vs. schlechter Faschismus wäre dann die Parole. Freilich, einen guten Faschismus gibt es eben nicht, und die deutschen Faschisten haben nicht mit Hitler eine Integrität verloren, die sie nie gehabt hatten.<sup>99</sup> Jedenfalls ist damit die eigene Geschichte gegen die Identifizierung mit dem Nazi-Faschismus abgegrenzt.

Ähnlich mystifizierend verfährt auch die Alta-Plana-Episode. Bevor die Brüder sich der geistigen Arbeit gewidmet hatten – genauer: der Arbeit der Durchdringung des materiellen Scheins hin auf seine geistige Wahrheit –, waren sie im Kriege gewesen. Der aber, so wird deutlich, war noch ein Krieg alter Schule, in dem noch Ehre und Anstand und Verlässlichkeit herrschten. Immerhin ist es ein Gefangener, den sie dort gemacht hatten, Ansgar, der ihnen in der Folge zum engen Freund geworden war und der ihnen am Ende des Romans Zuflucht gewähren wird.<sup>100</sup> Hier wird also die Möglichkeit eines guten, sauberen Krieges evoziert. Ich bin mir sicher, dass es auch immer wieder solche Ereignisse wie das beschriebene gegeben haben mag: die Verbrüderung der Feinde, und das noch unter dem Druck des Krieges selbst. Die einzige Frage, die man sich stellen muss, ist die, ob solche Ereignisse, hie und da, dann und wann, aufwiegen, was jeder Krieg an Gewalt und Leid zugleich mit sich bringt. Diese Ereignisse wiegen das Leid des Krieges auf, *aber eben nur symbolisch*, fiktiv, d.h. indem sie gerade in ihrer Außergewöhnlichkeit eine unvergleichliche dramatische und affektive Kraft entfalten. Sie sind unbezahlbar, wenn es um eine Mystifizierung des Krieges geht. Man spürt unmittelbar ihre Verführungskraft. Die beruht nicht zuletzt darauf, dass solchen Geschichten etwas dezidiert Idealistisches und zutiefst Menschliches anhaftet – oder dass sie es zumindest gut vorgeben. Es siegt ja die Freundschaft und die Liebe. Aber sie siegt hier eben nicht über Feindschaft und Krieg, sondern in ihnen und dank ihrer. Es ist das Bild, das uns schon früher begegnet ist (das der Achtung vor dem Feind), nur bis zum Ende erzählt.

Die Exkulpation der hässlichen Realitäten setzt sich auch in der Idylle der Marina fort, wie sie das Kapitel 8 schildert. Da wird ein Zustand der Unschuld inszeniert, geradezu diesseits von Zeit und Geschichte. Eine Existenz sei möglich, so scheint es, die von allen Konflikten und vom Eingriff der Macht und der Politik gereinigt wäre.<sup>101</sup> Die Entpolitisierung, die die Brüder nachträglich (nach ihrer Kriegerzeit) reinigt und heiligt, verdankt sich nicht zuletzt einer Umgebung, in der die Politisierung im engen Sinn noch gar nicht stattgefunden hat. Diese kann dann nur als Katastrophe eintreten – eine Katastrophe, die im Übrigen als Realitätsverlust empfunden wird.<sup>102</sup>

99 Noch mal, diese Entzifferung des Romans ist sowohl in sich problematisch (weil sie ihn nicht als Fiktion, sondern mindestens als Schlüsselroman behandelt) als auch einfach unausweichlich. Jedenfalls wäre dann unter der Gestalt des Oberförsters Hitler zu vermuten, der aber charakterlich wie physiognomisch so gar nicht dazu passt. Eher noch würde man an Göring denken.

100 Vgl. ebd. 54. 137f.

101 Vgl. etwa 34: »Wenn wir vom hohen Sitze auf die Stätten schauten, wie sie der Mensch zum Schutz, zur Lust, zur Nahrung und Verehrung sich errichtet, dann schmolzen die Zeiten vor unserm Auge innig ineinander ein. Und wie aus offenen Schreinen traten die Toten unsichtbar hervor. Sie sind uns immer nah, wo unser Blick voll Liebe auf altbebautem Lande ruht, und wie in Stein und Ackerfurchen ihr Erbe lebt, so waltet ihr treuer Ahngeist in Feld und Flur.«

102 Vgl. ebd. 74.

Das Problem ist, dass solcher Idealismus sowohl hilflos macht, wenn er nicht den Realitäten gewachsen ist (so wie die Brüder wähnen, es wäre möglich, »allein durch reine Geistesmacht zu widerstehen«<sup>103</sup> – denn was soll alle Geistesmacht, wenn sie sich nicht in Handlungen setzt?), als auch auf halbem Weg zu einem ganz und gar ohnmächtigen Zynismus ist: Dann nämlich sind alle Opfer in dieser vergänglichen Welt nur Spiel: »Und freudig erfasste uns das Wissen, dass die Vernichtung in den Elementen nicht Heimstatt findet und dass ihr Trug sich auf der Oberfläche gleich Nebelbildern kräuselt, die der Sonne nicht widerstehen.«<sup>104</sup> Wahrscheinlich ist das sogar ermutigend gemeint, und es mag auch so aufgefasst worden sein von manchen. Aber es sagt doch im Grunde, dass Leid, Vernichtung und Tod in dieser Welt gar nicht so schwer wiegen. Aber was denn dann?

Dieser Gedanke, in dem sich selbsterklärter Idealismus und tatsächlicher Zynismus auf charakteristische Weise durchdringen, ja, in dem beide eigentlich vollkommen offensichtlich sind, wird auf die Spitze getrieben in der haarsträubenden Idee eines Spiegels, der als Brennspiegel alles, was er vernichtet, zugleich ins Unvergängliche rettet. Was durch diesen Spiegel verbrannt wird, sei »im Unsichtbaren weit sicherer als hinter Panzertüren aufgehoben«, es würde überführt »in Reiche, die jenseits der Zerstörung liegen«: »die Sicherheit im Nichts«.<sup>105</sup> Ich bin bereit, solche Motive zu akzeptieren. Ich bin auch bereit, einem Roman wie diesem die Verwendung magischer Mittel zuzugestehen. Warum denn auch nicht? Aber es ist doch ganz offensichtlich, dass diese Idee des Zauberspiegels nur dann irgendeinen Sinn ergibt, wenn das so ins »Nichts« und ins »Unsichtbare« Verbrachte auch wieder zurückgeholt werden kann! Davon aber ist keine Rede. Das wäre dann wirklich eine magische Praxis, aber Magie ist eben durchaus eine Form der effektiven (wenn vielleicht auch nicht effizienten) Auseinandersetzung mit dem Wirklichen. Die bloße Behauptung einer Rettung im Ewigen durch Zerstörung im Endlichen ist es nicht. Sie setzt die Serie der Motive nur fort, in denen aufscheint, wie wenig Jünger der Aufgabe seines eigenen Textes gewachsen ist.

Auch die Konsultation durch Braquemart und den Fürsten von Sunmyra ist in dieser Hinsicht bezeichnend. Braquemart wird ausdrücklich als »Nihilist« beschrieben (und als Schüler Nietzsches),<sup>106</sup> wobei er in Wahrheit kaum anderes von sich gibt als alle Faschisten, nur in mehr rassistischer Spielart, als das etwa dem Jünger von 1932 eingefallen wäre. Der Fürst von Sunmyra hingegen beeindruckt der Erzähler durch seine Zurückhaltung, in die er allerlei Edles hineinverlegen kann. Mehr erfährt man über diese Verschwörer freilich nicht, die denn auch sofort erledigt werden (vom Verfasser wie von dem Oberförster). Es scheint aber die alte Sippe des Fürsten zu sein, die Jünger neue Töne eingibt, die viel konservativer klingen. Der Hypermodernismus des *Arbeiters* kehrt um zum Hohelied auf die alten »Bindungen«. Auf die Diagnose einer tiefen Veränderung im »Heile des Volkes« folgt dies:

---

103 Ebd. 66.

104 Ebd. 68.

105 Ebd. 72.

106 Vgl. ebd. 93f.

Hier galt es anzusetzen, und daher taten Ordner not und neue Theologen, denen das Übel von den Erscheinungen bis in die feinsten Wurzeln deutlich war; dann erst der Hieb des konsekrierten Schwertes, der wie ein Blitz die Finsternis durchdringt. Aus diesem Grunde mussten die einzelnen auch klarer und stärker in der Bindung leben als je zuvor – als Sammler an einem neuen Schatz von Legitimität.<sup>107</sup>

Schließlich kann man auch dafür argumentieren, dass Jünger den Widerstand gegen die Barbarei durchgehend als den Kampf gegen den bösen und zerstörerischen Naturzustand imaginiert. Die »Lemuren« und das »Larvengelichter«, das sich in den Wäldern verbirgt und sich aus allen (offenbar zurecht) Ausgestoßenen der Kultur rekrutiert,<sup>108</sup> das ist die Gewalt, die sich dann auftut, wenn alle Bande zerrissen sind. Der Oberförster selbst hasst »den Pflug, das Korn, die Rebe und die gezähmten Tiere.«<sup>109</sup> Und so biegt Jünger auch hiermit in die Gemeinplätze der Reaktion ein und verfehlt eben die Realität, um deren Bekämpfung es zu tun ist.

Stilistisch zeugt der auf Dauer höchst ermüdende Archaismus Jüngers von derselben Unfähigkeit, sich auf die Stufe der Herausforderung zu erheben. Die Sprache von *Auf den Marmorklippen* ist einerseits eindrücklich durch ihre Vielfalt (zumindest der Ausdrücke) und ihre teilweise Differenzierung; und wie gesagt verfehlt das Ganze wenigstens zu Beginn nicht seinen Effekt. Doch auf Dauer wird dieses artifiziell Altmodische einfach nur ermüdend. Allein schon, dass es der Erzähler nicht unterlassen kann, seinen Bruder unbeirrbar nur als »Bruder Otho« anzusprechen, nie als »mein Bruder« oder »Otho«! Was Arno Schmidt über Stifter schreibt, passt sehr wohl auch auf Jüngers Roman: »Grundsätzlich wählt Stifter von 2 möglichen Formulierungen die *längere*. Er erlässt uns kein Dativ = <e> [...].«<sup>110</sup> Wieder kann man argumentieren, dass sich hier eben eine literarische Strategie zeigt, deren vordringliches Ziel es ist, sich dem Zugriff der Zensur zu entziehen; dazu sei die schwer identifizierbare Szenerie gewählt, dazu der Rückgriff auf die Mythen des Goldenen Zeitalters bemüht und dazu auch die archaisierende Sprache eingesetzt. Mag sein, aber es bleibt nun mal Fakt, dass Jünger sich auch sonst durch leeres Pathos auszeichnet, wenn auch nicht immer so archaisierend wie in *Auf den Marmorklippen*. Jünger »beherrscht« durchaus in einem gewissen Sinn die Sprache (anders als etwa Heidegger); aber er scheint kein Gefühl für ihre Angemessenheit zu haben. Das aber nicht, weil er zu wenig von der Sprache verstünde, sondern weil er zu wenig von dem weiß, dem die Sprache anzumessen wäre: das Wirkliche eben. Auch die massive Künstlichkeit und Archaik der Sprache erweist sich so als Mittel, durch Enthistorisierung dem Wirklichen zu entgehen, anstatt ihm ins Auge zu sehen. Adorno hat mit Blick auf Heideggers Archaik diesen Mechanismus des Verfehlens des Gegenstands klar statuiert: »Die Erneuerung des Denkens durch veraltete Sprache richtet sich an dieser.«<sup>111</sup>

107 Ebd. 96. Dass man dafür die Aristokratie der Jahrhunderte braucht, wird 91 klar: »Doch in den alten Stämmen lebt die Kenntnis des wahren und legitimen Maßes, und aus ihnen brechen die neuen Sprossen der Gerechtigkeit hervor.« Ja, ja.

108 Vgl. z.B. ebd. 50.

109 Ebd. 49.

110 Schmidt: Der sanfte Unmensch. 217.

111 Adorno: Jargon der Eigentlichkeit. 46.

Es gibt allerdings eine Stelle, die man als eine Art Bekenntnis lesen kann oder zumindest als etwas, das einem Bekenntnis nahekommt. Sie scheint mir wichtig, da Jünger dort eine Klarheit für die Situation und auch für die eigene Verantwortung verrät, die sonst eher fehlt. »Ich hörte später Bruder Otho über unsere Mauretanierzeiten sagen, dass ein Irrtum erst dann zum Fehler würde, wenn man in ihm beharrt.« Lassen wir beiseite, dass vielleicht auch diese Begriffsunterscheidung einigermaßen schmeichelhaft ist. Der Erzähler geht nun zu einer Schilderung der geistigen Lage über, in der er und sein Bruder sich zu dem Kriegerorden hingezogen gefühlt hatten und ihm beigetreten waren. Es waren natürlich Zeiten der Unsicherheit und Formlosigkeit, »Epochen des Niedergangs« gewesen. Was ihnen am Ende fehlte, war Realität und Gegenwart. »Wir leben in abgeschiedenen Zeiten oder in fernen Utopien, indes der Augenblick verfließt.« Und was folgt, ist wohl eine gute Beschreibung der Wege, auf die man geraten kann, wenn sich solcher Mangel an Realität spürbar gemacht hat – Wege allerdings, die gewiss nicht zum Ziel führen werden.

Sobald wir dieses Mangels innewurden, strebten wir aus ihm hinaus. Wir spürten Sehnsucht nach Präsenz, nach Wirklichkeit und wären in das Eis, das Feuer und den Äther eingedrungen, um uns der Langeweile zu entziehen. Wie immer, wo der Zweifel sich mit Fülle paart, bekehrten wir uns zur Gewalt – und ist nicht sie das ewige Pendel, das die Zeiger vorwärtstreibt, sei es bei Tage, sei es in der Nacht? Also begannen wir, von Macht und Übermacht zu träumen und von den Formen, die sich kühn geordnet im tödlichen Gefecht des Lebens aufeinander zubewegen, sei es zum Untergange, sei es zum Triumph. Und wir studierten sie mit Lust, wie man die Ätzungen betrachtet, die eine Säure auf den dunklen Spiegeln geschliffener Metalle niederschlägt. Bei solcher Neigung war es unvermeidlich, dass Mauretanier sich uns näherten.<sup>112</sup>

In der Tat, diese Passage fasst in präziser Weise den Begriff der Reaktion zusammen, den ich hier zu entfalten suche. Was die Passage so besonders macht, ist der Umstand, dass hier ein Reaktionär sich dieser Bewegung selbst Rechenschaft ablegt, und das in einem fast selbstkritischen Sinn. Allerdings, es ist Jünger nicht gegeben, sich wirklich, d.h. in einer echten, harten Selbstkritik auf sich zurückzubeziehen. Es fehlen ihm die Mittel oder er ist zu tief verwachsen mit den politischen (anti-politischen, sich selbst, bei Bedarf, als apolitisch missverstehenden) Überzeugungen und Affekten, deren Distanzierung für eine reale Kritik nötig wären – wie auch immer es um die Gründe für das Scheitern dieser Kritik steht: Tatsache ist, dass sie scheitert. Das zeigen die Schriften nach 1945, das zeigt sich aber in Wahrheit schon in den *Marmorlippen* selbst: in den Aspekten, die ich angesprochen habe, ja, sogar in der eben zitierten Passage, die eben die Bilder des Krieges als Essenz des Lebens und der Selbstzweckhaftigkeit des Kampfes bemühen, deren Konsequenzen der Roman zu bekämpfen vorgibt; aber massiver und

---

112 A.a.O. 26f. Man beachte, dass sich die Mauretanier den Brüdern nähern, nicht etwa umgekehrt. So war das also.

drastischer noch wird Jüngers Versagen von der Unaufrichtigkeit bezeugt, die ihn im Ernst dazu bringt, solche Sätze zu schreiben:<sup>113</sup>

In diesem Orden hoch emporzusteigen, hätte es uns wohl nicht an Mut und Urteils-kraft gefehlt; doch war die Gabe uns versagt geblieben, auf das Leiden der Schwachen und Namenlosen herabzusehen, wie man vom Senatorensitze in die Arena blickt. Wie aber, wenn die Schwachen das Gesetz verkennen und in der Verblendung mit eigener Hand die Riegel öffnen, die zu ihrem Schutze geschlossen sind? Wir konnten auch die Mauretaniern nicht durchaus tadeln, denn tief war Recht und Unrecht nun vermischt; die Festen wankten, und die Zeit war für die Fürchterlichen reif. Die Menschenordnung gleicht dem Kosmos darin, dass sie von Zeit zu Zeiten, um sich von neuem zu gebären, ins Feuer tauchen muss.<sup>114</sup>

Man weiß kaum zu sagen, was hier am meisten abstößt. Erstens ist nun Jünger also ein Verteidiger der Schwachen und Namenlosen! Aber natürlich nicht Jünger, nur der Erzähler. Nun denn: Der Verfasser des *Arbeiters* kannte jedenfalls solche Rücksichten nicht, und auch die Nachkriegstexte sind da nicht so deutlich, wie sich etwa an der angewiderten Art zeigt, in der Jünger sich über die Krankenversicherung äußert. Insofern *Auf den Marmorklippen* eben auch Selbststilisierung ist, muss man das einfach als Heuchelei verbuchen. Zweitens wird ein besonders ekelhafter Sophismus bemüht, indem nun unter dem Namen der Schwachen einfach alle zusammengenommen werden, die irgendwie nicht die Elite sind: Eine einzige Kategorie kann dann die Hitlerwähler, die Kollaborateure, die überzeugten Nazis vom Wohnblock einerseits und die Arbeiter, die Bauern, die vielen Namenlosen, die vielleicht keine Schriftstellerkarriere, dafür aber einen eindeutigen Antifaschismus vorzuweisen hatten, und die Juden umfassen, so dass am Ende wieder mal keiner so richtig schuld war, aber im Zweifelsfall die Opfer der Tyrannei am meisten. Diese permanente, fast zwanghafte Verwischung der Verantwortlichkeiten setzt sich fort, wenn erklärt wird, dass man den Mauretaniern ja auch nicht so wirklich einen Vorwurf machen kann: Wer will schon sagen, wer im Recht und wer im Unrecht ist? Ist doch alles wahnsinnig kompliziert heutzutage! Und viertens wird das Ganze, wird die schlimmste Barbarei noch dadurch legitimiert, dass ihre Erscheinung auf das Niveau einer kosmischen Notwendigkeit erhoben wird.

Man muss deshalb resümieren, dass *Auf den Marmorklippen*, wenn es auch deutlich eine Kritik an den Nazis darstellen kann und in dieser Hinsicht immerhin Respekt verdient, nichtsdestotrotz Zeugnis eines Denkens ist, das sich im Angesicht der Katastrophe eben nicht infrage zu stellen wusste. Die theoretischen Grundideen leben fort, nur leicht gewandelt; die Mystifizierungen, der gelegentliche Zynismus und die Unaufrichtigkeiten beweisen, dass sich hier als Idealismus (und wieder als Platonismus) tarnt, was in Wahrheit nur Flucht vor aller Verantwortung ist.<sup>115</sup>

113 Nochmal: Man kann immer sagen, der Fehler liege bei mir, da ich doch offenbar unzulässig den Autor mit der Figur vermenge. Aber die Wahrheit ist, dass die gesamte Erzählung nun einmal genau aus der Unschärfe dieser Grenze ihre Bedeutung schöpft.

114 Ebd. 55.

115 Das Nachwort von Heimo Schwilk wiederum beweist, dass Jünger sehr genau von denen verstanden wird, die politisch so denken wie er. Da wird nicht nur sehr allgemein von »visionäre[r] Klar-

**Ein Männlein geht im Walde.** Nach dem Krieg ändert sich auch der Ton der Jünger'schen Philosophie. In der Tat ist das Ausmaß dieser Veränderung erstaunlich, zumal da sie mit keinem Wort erläutert wird. Es wäre doch immerhin gar nicht so schwer gewesen, von der Barbarei der Nazis zu schreiben, von den KZ's, von der Shoah, vom Krieg, der Behandlung der Kriegsgefangenen usw. usf. Es ist ja nicht so, dass das irgendein Geheimwissen gewesen wäre. So wie Jünger schon in den *Marmorlippen* jede identifizierbare Position in der allumfassenden Allgemeinheit der Erzählung vom Einbruch von Gewalt und Barbarei ins Idyll verwischt, so weigert er sich nun aber auch in den theoretischen Texten, eine wirklich identifizierbare Haltung einzunehmen. Ja, es scheint schon so zu sein, dass er den Nationalsozialismus ablehnt. Die Haltung aber, aus der heraus er das tut, wird wiederum kunstvoll verschleiert. Das geschieht wohl, weil er damit der Verantwortung überhoben ist, Verantwortung zu übernehmen: für das Vergangene und zumal für das von ihm selbst Geschriebene wie für das Gegenwärtige und das Kommende.

Ich stütze mich auf zwei Texte. Der erste ist ein langer Aufsatz mit dem Titel ›Über die Linie‹, der 1950 zu Ehren von Heideggers 60. Geburtstag erschienen ist. Es wird dort die Frage des *Nihilismus* verhandelt, der – so die Diagnose – den gegenwärtigen Zustand der Welt bestimmt. Es geschieht nicht durch Zufall, dass der Nihilismus hier aufgerufen wird. Es gibt dafür mehrere Gründe. Zum einen ist es erstaunlich, dass die Reaktionäre sich durch die Bank als Kämpfer gegen den Nihilismus verstehen. Er wird ununterbrochen von ihnen als ein Schreckgespenst aufgerufen. Will man wissen, was sie mit ihm meinen, kommt oft kaum mehr als eine Handvoll Plattitüden heraus, aber das ist nicht

---

heit« Jüngers schwadroniert (143), wobei ungeklärt bleibt, warum man 1939 noch in die Zukunft hätte schauen müssen. Da werden nicht nur (zwar in Bezug auf die Erzählung, aber gleichwohl) abgegriffenste und leerste reaktionäre Klischees bemüht, wonach die »blutige Tyrannis« eine »dekadent geschwächte Zivilisation« ergreift – als wäre das irgendeine handfeste historische Kategorie (ebd.). Es wird auch anerkennend Jüngers Ahistorismus genannt (145), der doch eben das ganze Problem ist. Manche Sätze scheinen schlichte Heroisierung Jüngers auf den Spuren von dessen eigener Metaphysik zu betreiben: »Die heitere Überlegenheit des Beobachters [?], wie sie Ernst Jünger in den ›Marmorlippen‹ idealisiert und die er nur wenige Jahre später als Offizier und Autor (›Strahlungen‹) im besetzten Paris existenziell beglaubigen wird, verwandelt Zeit in Zeitlosigkeit, um den Terror der Geschichte zu transzendieren.« (147) Es ist wohl »die Geschichte« als solche und ohne Unterschied schuld, wie es scheint. Jünger »muss es geahnt haben«, salbadert Schwilk dann noch, dass in den KZ's bald die »industrielle Menschenvernichtung durchgeführt werden sollte« (148). Was man so alles aus dem Roman herauslesen kann, wenn man an keine anerkannten Bedingungen verantwortungsvollen Lesens gebunden ist. Schließlich kann sich Schwilk ganz unschuldig auf eine besonders eklatante Schieflage der Geschichtsschreibung berufen: Während das Attentat auf Hitler vom 22. Juli 1944 die Aufmerksamkeit der Forscher wie des Publikums am meisten fesselt, wird darüber der aus mehr als einem Grund sehr viel bewundernswertere Anschlag von Georg Elser, der schon 1939 genau wusste, was von Hitler zu erwarten ist, oft schlichtweg ignoriert. Dementsprechend kann Schwilk schreiben, als handle es sich dabei um eine historische Selbstverständlichkeit: »Mit der Mutmaßung, dass es vor allem die Aristokratie sein würde, die den Tyrannenmord wagt, bewies Ernst Jünger 1939 erneut sein untrügliches Gespür für die Unterströmungen der Geschichte.« (150) Damit ist nicht nur der Aristokratie ein weiteres Ruhmesblatt ins Album geklebt, es wird zugleich das Absurde erreicht, dass man Jünger ein scharfes historisches Verständnis unterschreiben kann. Heimo Schwilk hat in den wenigen Seiten dieses Nachworts wirklich ganze Arbeit geleistet.

das Entscheidende. Erschütternd ist vielmehr der Mechanismus, der von den Frankfurtern so oft bemerkt wurde, dass nämlich ein falsches Denken sich unter anderem dadurch verrät, dass es die Begriffe exakt in ihrer verkehrten Bedeutung verwendet – so etwa wenn die Hitlerverehrer von Verantwortung schwärmen, wobei dieses Wort aber nur noch Jargon ist, der die absolute Verantwortungslosigkeit decken soll. So auch hier: Der vorgebliche Kampf gegen den Nihilismus wird von denen geführt, denen alles egal (im Wort- und Doppelsinn) ist, weil sie überall eine Einebnung des Seins bemerken, die aufzuheben *jedes* Mittel recht ist. Es sind natürlich die Reaktionäre, die wirklich Nihilisten sind, wenn man das Wort in seiner gängigen, auch von den Nihilisten bemühten polemischen Bedeutung nimmt: solche, die ohne Rücksicht auf Menschen, Werte und Beziehungen durch die Welt laufen und an nichts glauben – nur dass die Reaktionäre genau das nicht ertragen können. Es gibt ja gar keine »Menschen, die an nichts glauben«. Nihilisten in einem praktischen Sinn sind eben z.B. die Nazis, die dann aber den anderen vorwerfen, Nihilisten zu sein. Die ganze Situation ist in *The Big Lebowski* auf den Punkt gebracht, wo die »Nihilisten« reine Karikaturen und in Wirklichkeit nur schlechte Kriminelle sind, während der Reaktionär Walter Sobchak (selbst natürlich eine Karikatur) den Nihilismus mit diesen Worten ablehnt: »Nihilists! Fuck me. I mean, say what you want about the tenets of National Socialism, Dude, at least it's an ethos.«

Zum anderen ist der Nihilismus nach 1945 ein unverdächtiger Deckbegriff, unter dem man Gesellschaftskritik betreiben kann, die keine emanzipatorische Stoßrichtung hat. Das gelingt, gerade weil der Begriff so unscharf und vieldeutig ist. Man macht sich ganz einfach nicht angreifbar mit ihm.<sup>116</sup>

Jünger statuiert also, dass unsere Zeit eine ist, in der sich der Nihilismus zur allein bestimmenden Macht emporgehoben hat. Wie schon im *Arbeiter* ist Jünger dabei aller Pessimismus fern: Dieser Triumph des Nihilismus wird als eine Zwischenstation in einer Geschichte erscheinen, die in ihm eine neue, eine andere Zeit vorbereitet. Die titelgebende Linie ist die, die im Übergang von der nihilistischen zur folgenden Epoche überschritten wird und in deren Überschreitung sich die Optik wie die Wertungen radikal verändern müssen. Die sichtbaren Folgen des Nihilismus sind etwa die Macht der instrumentellen Vernunft, die sich über Parteien, Militär und die Technik hin in die Massen ausbreitet, Automatisierung, Maschinisierung, reiner Funktionalismus (§ 7), Effizienz und Optimierung (§ 8) und die erzwungene Kollaboration mit diesem System, der wir alle uns kaum entziehen können (§ 10). So weit, so gut. Das sind ja alles Diagnosen, die wir bei linken Theoretikern ganz ebenso antreffen würden. In der Tat sind einige der Beobachtungen Jüngers richtig. Was ihm fehlt, ist aber die hellsichtige Einordnung in einen verstehbaren gesellschaftlichen, politischen, historischen Zusammenhang. Es ist mehr als das: Das wirkliche Verständnis – d.h. das, was der Wirklichkeit entspricht und

116 In einer Volte, die der reaktionären Unaufrichtigkeit noch einmal eins draufsetzt, endet der Essay damit, dass Jünger erklärt: »Der Vorwurf des Nihilismus zählt heute zu den beliebtesten, und jeder wendet ihn gern auf seine Gegner an. Es ist wahrscheinlich, dass *alle* recht haben. Wir wollen daher den Vorwurf auf uns nehmen, und nicht bei jenen weilen, die rastlos nach Schuldigen auf der Suche sind.« (278f.) Wieder mal wird alles gleichgemacht und mit großzügiger Geste wird eine Schuld akzeptiert, aber nur unter der Voraussetzung, dass alle die gleiche haben. Jede Differenzierung, Abwägung und echte, begründete Bewertung wird damit aktiv unterbunden. Was sich als Großmut geriert, ist in Wahrheit nur ein billiges Manöver.

was wirksame Folgen haben könnte im Sinn einer Veränderung der Lage zum Besseren – wird *aktiv verhindert*. Die aktive Verhinderung ist selbst Ausdruck der reaktionären Sehnsucht und ihre selbstsetzende Strategie. Aktive Verhinderung des Verstehens heißt Mystifizierung, und Mystifizierung ist ganz einfach die Erfindung des unglaublich gewordenen Wunderbaren im Medium der Literatur. Nichts anderes treibt Jünger hier unter dem Vorwand der harten und kompromisslosen Gegenwartsanalyse. Das ist der eigentliche (der dritte) Grund, weshalb so ein Schlagwort wie das des Nihilismus so beliebt ist bei den Reaktionären: Es suggeriert Tiefe, ja: Abgrund (den schlimmsten, den man sich denken kann: den des Nichts) und funktioniert als eine rein literarisch-affektive Strategie unter Ausschaltung aller echten Analyse. Der Nihilismus übersteigt die Zeitphänomene hin auf einen untergeschobenen Grund, von dem man nicht genau sagen kann, worin er besteht (das wird von Jünger mehrfach erklärt), der aber irgendwie für den ganzen Schlamassel verantwortlich sein soll. Und wenn der Nihilismus dafür verantwortlich ist, dann ist es natürlich kein Mensch. Die Mystifizierung wird nicht einmal versteckt: »Die wahren Ursachen unserer Lage sind unbekannt und werden durch voreilige Erklärungen nicht erhellt.«<sup>117</sup> Na, dann.

Eine Definition des Nihilismus kann man nicht geben, erklärt Jünger. Aber dass hinter seiner Evokation die nun schon bekannten reaktionären Klischees liegen, wird deutlich, wenn Jünger weitere Symptome des Wirkens des Nihilismus aufzählt: Beschleunigung, Spezialisierung, Ersatzreligionen gehören hierher (§ 12); aber wichtiger noch das »Entschwinden des Wunderbaren«, mit dem auch »Verehrung« und »Staunen« sich verflüchtigen.<sup>118</sup> All das steuert zu auf den Punkt, richtiger: die flache Ebene, die der reine Horror des Reaktionärs ist: die *allgemeine Nivellierung aller Unterschiede*, die Jünger als »Reduktion« bezeichnet (§ 11) oder auch kurz und bündig: »der Sturz der unsterblichen Hierarchien«.<sup>119</sup>

Und genau das ist auch das theoretische Problem des Essays selbst. Denn Jünger diagnostiziert diese Gleichmacherei nicht nur als allgemeine Bewegung des Zeitalters, sondern er praktiziert sie deshalb auch in seiner Diagnose. Er macht wirklich keinen relevanten Unterschied zwischen Diktaturen und Demokratien; im Zweifelsfall ist diese schlimmer, weil in ihnen »der universale Zwang noch deutlicher« wird.<sup>120</sup> Begründet wird das natürlich nicht, es ist wohl auch nur eine Phrase, die zugleich Widerstandsgeist und Tiefsinn suggerieren soll. Hierher gehört auch die bei den Rechten beliebte Rede vom »Weltbürgerkrieg«,<sup>121</sup> die ebenfalls alle Unterschiede einebnet: Wer will in einem Bürgerkrieg noch entscheiden, wer auf der rechten, wer auf der falschen Seite steht? Auch damit wird eine sachliche und aufrichtige Analyse unmöglich gemacht. Es wird ganz einfach alles schlimmer, egal wie und wo.<sup>122</sup> Früher war alles besser. Zwar steht wie

117 Jünger: Über die Linie. In: Essays. 237–280. 263.

118 Ebd. 257.

119 Ebd. 259.

120 Ebd. 272.

121 Ebd. 262.

122 Dass sein Nihilismusbegriff jenseits der affektiven Strategie gänzlich sinnentleert ist, wird etwa deutlich, wenn Jünger (254) von »nihilistischen Gremien« schwadroniert und darunter z.B. eine Versammlung von Ärzten verstanden wissen will. Offenkundig sind alle Zusammenkünfte nihi-

auch im *Arbeiter* in ›Über die Linie‹ immer die Aussicht einer künftigen radikalen Neubestimmung aller Referenzpunkte und Wahrheiten am Horizont; Jünger verweigert sich ja aus Prinzip der Hoffnungslosigkeit. Aber der gesamte Text ist getragen und durchdrungen vom Ton einer Endgültigkeit des Verlusts<sup>123</sup> und zugleich einer Bedrohung, deren eigentliche Objekte im letzten Sinn nicht näher bestimmt werden – und nur diese Unbestimmtheit macht den Ton möglich. Sehr oft wird von der und den »Katastrophen« gesprochen, aber als etwas, was fast naturgesetzlich droht oder schon eingetreten ist und ohne dass Jünger genau erklärt, was er damit meint. Es wäre ja nicht schwer gewesen, gab es doch genug geschehene und drohende Katastrophe im Jahr 1950. Die Sache ist aber die, dass der Ton die Musik macht, und die Gedanken nur nachfolgen. Es geht Jünger darum, genau diese Stimmung einer schwer zu definierenden Bedrohung und Bedrängnis zu erzeugen, in der sich der Einzelne zur heroischen Tat des Widerstandes emporschwingen kann. Die Inhalte müssen dabei unspezifisch bleiben, sonst wäre die heroische Tat ja auch eine historische und politische und damit eben der Akteurin ausgeliefert, die für Jünger Agentin der Zersetzung ist, wo sie doch in Wahrheit die einzige Macht der Befreiung ist: die Kritik. Wieder erweist sich, dass das reaktionäre Denken, nicht etwa, weil es politisch oder moralisch falsch wäre, sondern seiner Natur nach, zu einer echten Analyse und fruchtbaren Programmatik ungeeignet ist. Es kann das nicht, weil es darauf aus ist, die Komplexität der modernen Wirklichkeit zu verleugnen, um sie durch eine rhetorische Strategie der Affektsteigerung zu ersetzen.

Das wird auch deutlich, blickt man auf die Orte, an denen nach Jünger noch Widerstand und Freiheit möglich ist (§ 20). Er will sie als »die Wildnis« bezeichnen, und nachdem er erklärt hat, dass damit nichts Romantisches gemeint ist, zählt er drei romantische Grundmotive als Orte des Widerstands auf: den Tod (bzw. die Überwindung der Angst vor dem Tod), die Liebe (inklusive Freundschaft) und die Ästhetisierung der Wirklichkeit. Natürlich ist damit keinerlei wirksame Antwort auf die Fragen der Gegenwart gewonnen, weder 1950 noch heute. Nicht, dass etwas mit diesen dreien falsch wäre: Befreiung von Angst, Kultivierung von Liebe und Freundschaft und Entfaltung von Kunst und Kultur sind wesentliche und grundlegende Bestandstücke eines menschenwürdigen Lebens. Aber das meint Jünger nicht. Nein, »erlöst« werden sollen wir gerade in der Kunst, oder gleich unsere ganze »Epoche«. <sup>124</sup> Das Ganze ist umkreist von mystischen Phrasen wie diesen: »Wir müssen heute den bewussten Geist zum Instrument ausbilden, das erlöst. Er ist für uns der Stoff des Unausprechlichen, und seine Bilder lassen sich auch mit unseren Mitteln erhöhen ins Ewig-Gültige. Das Echte liegt in der Beschränkung auf das uns Gegebene.« <sup>125</sup> Derartiger Mystizismus ist ganz einfach eine Flucht vor

---

listisch, es sei denn, Ernst führt tiefsinnige Gespräche mit Friedrich Georg – oder noch besser: sie schweigen zusammen.

123 Vgl. etwa ebd. 244.

124 Und als weiteres Beispiel für die Weigerung aller Differenzierung und die gleichzeitige Stilisierung der bedrohten Einzelnen: »Verfolgung weist den Künstler aus. Dagegen spenden die Tyrannen den geistigen Sklavenhaltern Lob.« (276) Ja, das ist sicher oft richtig. Aber manchmal werden große Künstler halt auch nicht verfolgt oder weder verfolgt noch gelobt, und nicht überall leben Künstler unter Tyrannen. Simplifizierung, pubertäre Selbstüberschätzung und literarische Stimulation tanzen Ringelrein.

125 Ebd. 275.

der Wirklichkeit, ist Eskapismus, der sich als tiefere Einsicht eskamotiert. Und so mündet das denn auch in die Wiederaufnahme des Platonismus, der schon im *Arbeiter* so dominant war: »Die Ruhe wohnt in der Gestalt, auch in der Gestalt des Arbeiters.«<sup>126</sup>

Das nun führt zu dem Aspekt der Unaufrichtigkeit zurück. »Über die Linie« ist sicherlich weniger nutzlos und auch politisch weniger desaströs als *Der Arbeiter*; es ist aber zugleich deutlich unaufrichtiger. Im *Arbeiter* spricht Jünger seine Vorstellung von Politik halbwegs klar aus – so klar, wie er es eben vermag. Wir hatten gesehen, dass das im Grunde eine faschistische Vorstellung ist, wenn sie auch mit dem Nationalsozialismus nicht kompatibel war. Es ist aber so, als wollte Jünger 1950 mit dem Faschismus seines Buches von 1932 nichts mehr zu tun haben. Das wäre ja ehrenhaft, würde er es sagen. Das aber hieße, in eine echte Selbstkritik eintreten, und dazu ist Jünger nicht imstande. Also müssen die Tricks der Verschleierung und Verwischung herausgeholt werden, die »Über die Linie« zu so einer unangenehmen Lektüre machen. Denn man muss sagen, dass alles, was Jünger 1950 als Werk des Nihilismus beschreibt, exakt solche Prozesse sind, die er im *Arbeiter* als Vorbereitung auf die Entfaltung der Gestalt des Arbeiters noch zelebrierte. Es ist wahr, die Metaphysik des früheren Buches zeichnet sich durch eine gewisse Ambivalenz aus, die darin besteht, dass Jünger einerseits die Beschleunigung, die Technisierung, die Maschinisierung, die Rationalisierung, die Härte, Schärfe, Sachlichkeit, den Zwang, den Totalitarismus feiert, dass diese Phänomene aber am Ende in die Ruhe der Gestalt einlaufen sollen. Von ihr her erhalten jene ihre metaphysische Wahrheit und in ihr finden sie ihre Stabilität. Es gibt also diesen Aspekt der Ruhe schon im *Arbeiter*. Aber das ändert doch nichts daran, dass sich Jünger dort ununterbrochen an der Vision eines Arbeitsprozesses berauscht, in dem kein Stein auf dem anderen bleibt. Er findet diese Vision wortwörtlich *geil*. Teil der Geilheit ist gerade die Unverantwortlichkeit, mit der einfach alles abgetragen wird. Die Vernichtung ist eine totale, alles wird gleichermaßen hinweggefegt, um Platz für das Neue zu machen, ohne alle Rücksichten. Das ist es, was Jünger so anmacht. Es ist daher fast lächerlich, wenn er nun 1950 so tut, als sei er immer schon der Denker wider die Vernichtung gewesen. Oder besser: Es wäre lächerlich, wäre es nicht so ernst gemeint und wäre es nicht eine so erfolgreiche Strategie gewesen. Auch die Totale Mobilmachung, die Jünger 1930 geil fand, ist jetzt vor allem bedrohlich.<sup>127</sup> Ja, ja, er hatte ja immer schon von der Gefahr geraunt, die damit verbunden ist. Aber das war eben immer nur rhetorische Pose. Ohne Gefahr, keine Helden, ohne Helden, kein Affekt, ohne Affekt, keine Realität. Um die aber geht es: »Der Augenblick, in dem die Linie passiert wird, bringt eine neue Zuwendung des Seins, und damit beginnt zu schimmern, was wirklich ist.«<sup>128</sup>

Inzwischen aber geriert sich Jünger im Ernst als Anwalt der »Unterdrückten«;<sup>129</sup> er schwingt sich auf zum Verteidiger der Menschen gegen alle Vereinnahmungen;<sup>130</sup> er zertert gegen den Leviathan (§ 18), mit dem er offenbar den Staat meint, auf dessen Stärke und Rücksichtslosigkeit er 1932 noch zählte; er erkennt anscheinend (so ganz klar ist

126 Ebd. 276.

127 Vgl. ebd. 271.

128 Ebd. 267.

129 Ebd. 273.

130 Ebd. 251.

das wie immer nicht) im vielleicht kommenden »Weltstaat« einen »erste[n] Hoffnungsblick«;<sup>131</sup> er bekennt sich zur »echten Anarchie«, vergisst nur leider zu erklären, was das ist.<sup>132</sup> Jünger schlägt also andere Töne an als im *Arbeiter*. Liest man solche Texte unvorbereitet und arglos, könnte man auf einen Sinneswandel hoffen. Doch dazu müsste es eben eine Auseinandersetzung mit dem Früheren geben.<sup>133</sup> Vor allem aber verrät sich ja doch immer wieder, wes Geistes Kind Jünger ist, gehört er doch zu jenen, die das Wort »Krankenkasse« nicht in den Mund nehmen können, ohne Würgereiz zu empfinden:<sup>134</sup> In Wahrheit wirkt da die alte reaktionäre Verachtung vor den Armen, Schwachen und Kranken fort, die alles Anbietende im Wortlaut als Maskerade entlarvt. Ach, er hatte sich dabei ja nicht einmal Mühe gegeben. Eine Verschiebung ist freilich deutlich, die bleiben wird: Der Einzelne, den Jünger 1932 noch für erledigt erklärte, rückt nun in das Zentrum seiner Überlegungen.<sup>135</sup> Aber die Feier des Typus lässt sich nach 1945 politisch nun wirklich nicht mehr als opportun ausweisen. Was bleibt, ist auch der neue Tonfall: Das revolutionäre Pathos der Totalen Mobilmachung wird ersetzt durch die leere, aber tief sinnig klingende Rede von einer Zeit, die anbrechen wird und in der sich alle Rätsel und Sinnlosigkeiten, die sich uns heute entgegendrängen, lösen werden. Eine Zeit, in die niemand hineinsehen kann, was aber für Jünger (ganz wie für Heidegger) nicht Anlass ist, endlich das viel gerühmte Schweigen auch zu praktizieren, sondern im Gegenteil mit allerlei Andeutungen, Versprechungen und Ahnungen erste Einblicke in sie zu erhaschen (offenbar begabt mit übermenschlicher Einsicht) und dem begierigen Pöbel zu unterbreiten.<sup>136</sup> Dieses *Raunen* ist Methode: es ist die Methode der Verschleierung und Verwischung der Spuren, die Jünger hier praktiziert, die Heidegger ganz ebenso praktiziert, und die notwendig geworden ist, nachdem die ersten Versuche der Äußerung endgültig kompromittiert worden waren.

Alle Fragwürdig- und Zweideutigkeiten, die wir konstatieren konnten, kehren beim *Waldgang* von 1951 wieder. Auch hier ist hat das Raunen und Schwadronieren Methode,<sup>137</sup> aber noch klarer bedient Jünger hier seine Nachkriegstaktik, das Ganze als eine Verteidigung der Freiheit und der Einzelnen zu inszenieren. Eigenartig erfolgreich war diese Taktik, wenn sogar so hervorragende und entschieden linke Autoren wie Deleuze und

---

131 Ebd. 262.

132 Ebd. 250.

133 Wie weit Jünger von einer echten Auseinandersetzung mit dem Geschehenen entfernt ist, wird klar, wenn er erklärt, dass heute (also zu seiner Zeit, also nach dem Zweiten Weltkrieg) der Schmerz bei der deutschen Jugend am größten sei, 269. Interessanterweise kehrt dieses schlicht und ergreifend zynische Motiv im *Waldgang* wieder – fast einem Zwang folgend, sicher aber nicht dem Zwang des besseren Arguments.

134 Vgl. ebd. 251.

135 Vgl. ebd. 244.

136 Z.B. ebd. 265. 278.

137 Ein Beispiel (von vielen) für diese bloße rhetorische Effekthascherei ohne erkennbaren Inhalt: »Das zieht sich auch als großes Thema durch die Musik: die wechselnden Figuren führen dem Punkte zu, an dem der Mensch in seinen von der Zeit befreiten Maßen sich gegenübertritt – an dem er sich selbst zum Schicksal wird. Das ist die oberste, die schreckliche Beschwörung, die nur dem Meister zusteht, der durch die Pforten des Gerichts zur Erlösung führt.« (328)

Guattari dieses Büchlein loben können.<sup>138</sup> In Wahrheit bereitet der *Waldgang* das unverdauliche Gemisch der reaktionären Klischees und der methodischen Missverständlichkeiten nur neu auf: Der *Platonismus* wird diesmal als eine Begegnung mit dem Urbild des Menschen selbst gefasst, welches jenseits der Zeit liegt und offenbar auch jenseits der individuellen Differenzen: »Sie führt auf *den* Menschen zu, der unter dem Individuellen den Grundstock bildet und von dem die Individuationen ausstrahlen. In dieser Zone ist nicht nur Gemeinsamkeit; hier ist Identität.«<sup>139</sup> Alle nun gebotenen Fragen (was es mit diesem Urbild auf sich hat? wie es sich zu den Individuen verhält bzw. andersherum? ob es auch individuelle Urbilder gibt? wie sich dieser Grundstock zu den Gestalten stellt?) werden natürlich nicht einmal angesprochen. Offenbar muss man das dem Eingeweihten und Wissenden nicht erklären, und die anderen verstünden es ohnehin nicht. Es wird auch von ewigem Leben schwadroniert, aber es bleibt wie immer unklar, wie das gemeint ist: Ist es ein individuelles ewiges Leben oder gibt es nur »etwas Ewiges« in ihm? »Demgegenüber ist es wichtig, zu wissen, dass jeder Mensch unsterblich und dass ein ewiges Leben in ihm ist, unerforschtes und doch bewohntes Land, das er selbst leugnen mag, doch das keine zeitliche Macht ihm rauben kann.«<sup>140</sup>

Die Unsicherheit bezüglich des Ewigen selbst wird auch hier dem Pappkameraden des *Nihilismus* unterschoben. Dessen Rolle als unverdächtiger oder zumindest erlaubter Statthalter für die Fortsetzung dessen, was man aus Gründen nicht mehr sagen kann, wird hier besonders deutlich: »Damit berühren wir den Kernpunkt des modernen Leidens, die große Leere, die Nietzsche als das Wachsen der Wüste bezeichnet hat. Die Wüste wächst: das ist das Schauspiel der Zivilisation mit ihren entleerten Beziehungen.«<sup>141</sup> Es geht also eigentlich um eine als dekadent und kraftlos imaginierte »Zivilisation« – ein Begriff, der in diesem Text konsequent pejorativ gebraucht ist, womit er sich in die große, aber leider seichte Tradition der Entgegensetzung der wahren und deutschen Kultur einerseits und der oberflächlichen und nur pragmatischen Zivilisation andererseits stellt. »Zivilisation« und »Dekadenz« sind in diesem Sprachgebrauch, den Jünger evoziert, nahezu austauschbar.

Es kehrt wieder das *Pathos der Entscheidungen*: »Der Waldgang führt in schwere Entscheidungen.«<sup>142</sup> Wie immer kommt es dabei nicht darauf an, wofür oder wogegen man sich entscheidet, nur entscheiden muss man sich. Die Ironie ist, dass die Prosa, die den Dezisionismus feiert, zugleich unfähig ist, sich in vielen wichtigen Belangen klar zu positionieren. Da die Entscheidungsfreudigkeit aber eben nur rhetorisch-affektive Zwecke verfolgt, besteht da kein Widerspruch.

Ebenfalls begegnet wieder die jämmerliche Umkehrung der Verhältnisse in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg: Nicht nur war die Idee einer alles dominierenden Weltmacht

138 Es stelle Jüngers deutlichste Opposition zum Nationalsozialismus dar und mache mit der Gestalt des Waldgängers eine Fluchtlinie auf, die sich zwischen denen des Unbekannten Soldaten und des Arbeiters aufzieht. Vgl. *Mille plateaux*. 501.

139 Jünger: *Der Waldgang*. In: *Essays*. 281–374. 359.

140 Ebd. 370.

141 Ebd. 335.

142 Ebd. 344.

eine Chimäre, so dass also gilt: »In dieser Hinsicht hat der Deutsche unendliches Lehrgeld gezahlt [...].«<sup>143</sup> Die armen Deutschen, die die Welt unterjochen wollten und sich dabei getäuscht haben. Vielmehr geht Jüngers Verleugnung aller Realitäten, Tatsachen und Verhältnisse noch weiter, wenn er sich nämlich in irgendeine Phantasie hineinsteigert, wonach die Deutschen eine höhere Prüfung zu bestehen gehabt hätten nach dem verlorenen Krieg, die sie geläutert entlassen hätte – wobei die Läuterung konsequenterweise nach dem Vorbild des Metalls verstanden wird, nicht etwa moralisch:

Nach seiner [des Deutschen] Niederlage wurde die Absicht, ihn auf ewig zu entrechteten, ihn zu versklaven, ihn durch Aufteilung zu vernichten, an ihm erprobt. Diese Prüfung war schwerer als die des Krieges, und man darf sagen, dass er sie bestanden hat, bestanden schweigend, ohne Waffen, ohne Freunde, ohne ein Forum auf dieser Welt. In diesen Tagen, Monaten und Jahren wurde eine der größten Erfahrungen ihm zuteil. Er wurde zurückgeworfen auf sein Eigentum, auf seine der Vernichtung entzogene Schicht.<sup>144</sup>

Was soll man dazu noch sagen? Die restlose Verstellung aller Konfrontation mit dem Wirklichen spiegelt sich in der uferlosen Rhetorik, die genau von solcher Konfrontation handelt, um sie unmöglich zu machen.

Ebenfalls begegnet wieder die Herablassung gegen Krankenversicherungen usw., unter der sich der Abscheu vor den Schwachen – um die er sich ja nun angeblich so sehr sorgt – nur mühsam verbirgt.<sup>145</sup> Und für alle, die es sich immer gefragt haben: Es kommt heutzutage nicht mehr zu echten Friedensschlüssen, weil es keine Fürsten mehr gibt.<sup>146</sup>

Der spezielle Aufhänger des Texts nun ist die Frage der politischen Wahl. Jünger wendet sich damit dem zentralen Instrument demokratischer Politik zu, zumindest so, wie Demokratie meistens politisch praktiziert wird. Das ist freilich sehr geschickt, er könnte etwa an linke, allgemein emanzipatorische Gedanken über die Begrenztheit dieses Instruments oder seine Einbindung und damit Neutralisierung im Rahmen eines bestehenden Kräfte- und Eigentumssystems anknüpfen. Jünger lässt gerne solche Anklänge zu, ohne sie auszusprechen. Es ist aber besonders auffällig, dass Jünger von Anfang an jede klare Differenzierung zwischen Wahlen in freien Staaten und den Scheinwahlen in Diktaturen unterlässt. Mehr als das: Er spricht dieses Problem nicht einmal an. Das kann vieles heißen (dass beides in Jüngers Augen dasselbe ist; dass die liberale Demokratie in Wahrheit eine Diktatur ist; oder dass es endlich einer wirklichen Demokratie bedürfte? dass man die Idee der Demokratie eben dadurch bewahrheiten müsste, dass man die Grenzen des Wahlsystems überwindet?), und wie immer richtet sich Jünger in diesen Zweideutigkeiten häuslich ein. Das eigentliche Ziel wird nämlich wie nebenbei erreicht, indem Jünger sich gar nicht auf eine Diskussion der Vor- und Nachteile der Wahlen einlässt, sondern diese selbst und ihre inhärente Konservativismustendenz nutzt, um aus ihnen heraus eine Gegenfigur zu entwerfen, die zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt:

143 Ebd. 341.

144 Ebd. 365.

145 Vgl. ebd. § 27.

146 Ebd. 357.

Erstens erledigt der Einzelne, der sich gegen die Übermacht des Systems, das sich als Demokratie ausgibt, zur Wehr setzt, mit einem Schlag die gesamte Idee des Mehrheitsprinzips und allgemein der Demokratie: Da es nur noch die Einzelnen sind, die sich als Widerstand verstehen, auf die es ankommt, muss die Mehrheit, muss die große Masse aller anderen im Unrecht sein. Die Apotheose des Waldgängers ist intrinsisch eine anti-demokratische Attitüde – nur dass sie nicht ausgesprochen werden muss.

Zweitens wird eben wieder eine affektproduzierende Spannung konstruiert: zwischen dem Einzelnen, der sich im Waldgang als Widerstandskämpfer geriert, und allen anderen. Es ist erstaunlich, wie offenkundig die wahre Intention des Textes ist, denn insofern Jünger die Erfindung des Waldgängers auf dem Hintergrund der Mehrheit der 98 % vollzieht, insofern die Waldgänger existieren, indem sie sich gegen diese Mehrheit stellen und stemmen, braucht der Waldgänger als »Gestalt« eben diese Masse der Verblendeten. Es wird wieder einmal klar, dass es einem reaktionären Autor konstitutiv nicht um eine Änderung oder gar Verbesserung der Verhältnisse gehen kann. Auch hier ist es völlig unerheblich, aus welchen Motiven und Gründen heraus sich einer vom Herdentier in einen Kämpfer umbildet: »Diese Veränderung ist unabhängig vom Inhalt seiner Überzeugung [...]«. <sup>147</sup> Der Formalismus wirkt wie eh und je.

Der Text inszeniert nun also einen Einzelnen, der durch seine fundamentale Freiheit ausgezeichnet ist, eine Freiheit, die man erst erwerben muss, so wie man auch erst zum Einzelnen werden muss. Man ist nicht schon ein Einzelner.

Im Waldgang betrachten wir die Freiheit des Einzelnen in dieser Welt. Dazu ist auch die Schwierigkeit, ja das Verdienst zu schildern, das darin liegt, in dieser Welt ein Einzelner zu sein. [...] Wir leben im Zeitalter des Arbeiters; die These wird inzwischen deutlicher geworden sein. Der Waldgang schafft innerhalb dieser Ordnung die Bewegung, die sie von den zoologischen Gebilden trennt. Er ist weder ein liberaler noch ein romantischer Akt, sondern der Spielraum kleiner Eliten, die sowohl wissen, was die Zeit verlangt, als auch noch etwas mehr. <sup>148</sup>

Was hier also geschieht, ist die Inszenierung des großen Einzelnen, dessen Einzelheit Verdienst ist, »in dieser Welt«, die eine Welt des Arbeiters ist, in der bekanntlich kein Platz für Einzigkeit ist (etwas, das Jünger 1932 gerade toll fand). Einzelner sein, Individuum, das ist also keine Bedingung oder Voraussetzung, sondern ein Verdienst, eine anspruchsvolle und nur gewissen kleinen Eliten offenstehende Aufgabe. Man muss sich das Recht erwerben, ein Einzelner zu sein. Aus dieser Position angemessener Rechte – denn wer so redet, meint ja immer vor allem sich selbst – wird hier also »diese Welt« betrachtet. Und Jünger lässt es sich nicht nehmen, einen Satz einzuflechten, der erst mal höchst rätselhaft klingt, der aber in Wahrheit nur die verklausulierte Formulierung der immergleichen kulturpessimistischen, elitistischen Klagen über die Vermassung, Verflachung

147 Ebd. 296.

148 Ebd. 297. Vgl. auch 333: »Menschliche Größe muss immer wieder erkämpft werden. Sie siegt, indem sie den Angriff des Gemeinen in der eigenen Brust bezwingt. Hier ruht die wahre historische Substanz, in der Begegnung des Menschen mit sich selbst, das heißt: mit seiner göttlichen Macht. [...] Es heißt, dass er [der Heutige] sich am Widerstande gegen die Zeit beteiligt, und nicht nur gegen diese, sondern gegen jede Zeit überhaupt, und deren Grundmacht ist die Furcht.«

der modernen Welt ist: Übersetzt man den Satz mit den »zoologischen Gebilden« ins Deutsche, dann besagt er: Nur die Eliten, die wirklich einzelnen, die, die in den Wald gehen, unterscheiden die menschliche Gesellschaft von einem Ameisenbau, nur sie allein realisieren Menschsein im engen Sinn.

Der Einzelne ist frei und souverän. Gerade die Souveränität tritt mehrfach als Kennzeichnung dessen auf, worum es eigentlich geht.<sup>149</sup> Es wird dadurch ein rechter Lieblingsbegriff der Staatslehre auf den Einzelnen übertragen, so dass einerseits die mystische Erhöhung der Erählten vorangetrieben wird, andererseits aber der politische Sinn im Unpolitischen gerettet bleibt. Es kann nicht mehr darum geht, Staatsgebilde mit unbeschränkter Souveränität zu konstruieren; dass das nicht mehr opportun ist, hat Jünger ja früh begriffen. So wird die Entpolitisierung zum Werkzeug, um sich den Konsequenzen der eigenen Arbeit zu entziehen und zugleich deren innere Konsequenz, nämlich eben die politische, unter anderen Vorzeichen zu bewahren.

Aber gerade die Freiheit ist Gegenstand der höchsten Erbaulichkeiten. War 1932 Freiheit noch gleichbedeutend mit Gehorsam, so merkt Jünger wohl, dass das 1951 nicht mehr so ohne weiteres geht. Also wird sie selbst zu einer fast mythischen Größe, die Jüngers Metaphysik und ihrer Bemühung ums Erhabene nur zu gut entspricht: »Die Freiheit dagegen ist unsterblich, wengleich sich immer in die Zeitgewänder einkleidend.«<sup>150</sup>

Aber was ist denn nun diese tiefe, diese unsterbliche, diese wahre und göttliche Freiheit? Einer der Gründe, warum man besser schweigt oder aber endlos salbadert, ist, dass die ehrliche Aussage einen lächerlich machen würde. So auch hier: Einmal entwischt ihm dann doch mal eine konkrete Auskunft darüber, was Freiheit ausmacht, und man reibt sich die Augen, denn diese tiefe wahre Freiheit meint vor allem das Recht, eine Waffe zu tragen. Wenn Jünger seine Grundideen schon Karl May entnommen hat, dann hätte er besser daran getan, auch Mays Ethik zu übernehmen. Jedenfalls, wenn das Plädoyer fürs Cowboytum die Pointe im *Waldgang* ist, dann versteht man Jüngers Zögern, seine Karten aufzudecken. Andererseits gelingt es ihm bei der Illustration seiner These wieder geradezu lehrbuchhaft perfide zu verfahren: Er setzt nämlich ausgerechnet das Beispiel eines Sozialdemokraten ein, der sich mit der Pistole gegen Nazi-Hilfspolizisten zur Wehr zu setzen suchte, als die seine Wohnung durchsuchen wollten. Wer würde gegen so ein heroisches und unverdächtiges Beispiel etwas einwenden wollen?<sup>151</sup>

Diese schale Pointe ist freilich eingebettet in die Atmosphäre permanenter Krise, die die Reaktion als Luft braucht: Der Einzelne ist von allen Seiten »umstellt«; es zeichnet sich irgendein mythischer Endkampf an, der wohl auch schon angefangen hat; ein »Weltbürgerkrieg« wütet; die Welt wird als permanenter Ausnahmezustand imaginiert. Die Katastrophe ist der Name der Wirklichkeit, zumindest der, die sich dem Auge zeigt, der Wirklichkeit in der Welt von Werden und Vergehen.

Wie sich dem entziehen? Eben durch den Waldgang. Ich gestehe, dass mir dieses Bild am Ende rätselhaft bleibt. Zum einen kann man das natürlich ganz konkret nehmen: als Wanderung im Wald. In Ordnung, aber dann geht mir zumindest nicht die

149 Vgl. etwa 312. 359. 361. 368.

150 Ebd. 323. Das Erhabene wird 343 als etwas angesprochen, dem ausdrücklich Raum zu geben ist.

151 Vgl. 351. Auch 355: »Wichtiger ist die Verwirklichung des alten Grundsatzes, dass der freie Mann bewaffnet sei [...]«

Bedeutung auf, mit der dieses Bild angefüllt ist. Und wer garantiert, dass man sich im Wald nicht verirrt? Wie sollte aus diesem Waldgang jenseits purer Verweigerung eine Haltung konkreten Widerstands erwachsen? Wie vermeiden, dass es dem Waldgänger ergeht wie dem Protagonisten aus Martin Suters *The dark side of the moon*, dessen Abstieg in den Wahnsinn mit der Vereinsamung im Wald korreliert? Aber vielleicht ist es ja auch einfacher und Jünger versucht lediglich, die Figur des Partisanen für seine Zwecke zu entfremden.<sup>152</sup>

Auf einer zweiten Eben tritt der Wald dann als der metaphysische Gegenentwurf der beschleunigten und der Katastrophe zutreibenden diesseitigen Wirklichkeit auf. Es werden dann zwei symbolische Register unterschieden, wobei das Schiff (besonders die Titanic) für die Welt von Unruhe, Technisierung, Automatisierung und Unfreiheit steht. »Das Schiff bedeutet das zeitliche, der Wald das überzeitliche Sein.«<sup>153</sup> Aber wieder ist klar, dass man mit solcher Metaphysik keine Hoffnung auf wirkungsvolle Arbeit an der Wirklichkeit verbinden darf. Müssen unter dieser Perspektive nicht alle Unterschiede und selbst Konflikte, ja: Grausamkeiten in dieser Welt auf eine bloße Erscheinung zusammenschrumpfen (wie es Jünger ja auch gelegentlich selbst andeutet)? Es versteht sich, es hat immer auch solche gegeben, die mit und unter Einsatz einer derartigen, klassischen Metaphysik oder Religiosität wirksam ins Politische eingegriffen haben, auf dieser oder jener Seite; aber ebenso klar ist auch, dass die Kraft zu solchem Eingriff sowie die Stoßrichtung desselben eben nicht aus der Metaphysik als solcher geschöpft sind. Es mag Affinitäten zwischen bestimmten Metaphysiken und bestimmten Politiken geben; es gibt keine Zwangsläufigkeit und keine geraden Linien, die von hier nach da führen oder zurück.

Schließlich geht Jünger noch einen Schritt weiter. Nicht nur aktiviert der Waldgang politische Widerständigkeit; nicht nur ist er eine Promenade im Ewigen; der Waldgänger selbst ist eine Gestalt in dem metaphysischen Sinn, der seit *Der Arbeiter* vertraut ist. Leider bleiben aber die Ausführungen dazu unbefriedigend. Jünger setzt drei große Gestalten gegeneinander ab, in dem Versuch, über sie ein Bild der Zeit zu zeichnen. Der Arbeiter ist die Gestalt, die für die technische Transformation und Beherrschung des Universums steht, »das tätige Prinzip«. »Der Unbekannte Soldat steht auf der Schattenseite der Aktionen«, er ist dem tätigen Prinzip zum Opfer gefallen. Der Waldgänger hingegen ist die Figur dessen, der in diesem Spiel der immer restloseren und absoluteren Herrschaft/Vernichtung (im Spiel von Arbeiter/Unbekannter Soldat) durch die Maschen gleitet, der »vereinzelt und heimatlos geworden« ist. Das ist aber nur die notwendige Bedingung; die hinreichende ist die Bereitschaft, Widerstand zu leisten. »Waldgänger ist also jener, der ein ursprüngliches Verhältnis zur Freiheit besitzt, das sich, zeitlich gesehen, darin äußert, dass er dem Automatismus sich zu widersetzen und dessen ethische Konsequenz, den Fatalismus, nicht zu ziehen gedenkt.«<sup>154</sup>

Das ist sicher beruhigend, dass der Waldgänger nicht Fatalist werden will. Die Frage ist nur, ob man dazu in den Wald gehen muss. Oder ob der Waldgang nicht allzu leicht in Weltflucht umkippt, die ja auch nicht fatalistisch sein muss, um folgenlos zu bleiben.

152 In der Tat wird im § 29 auf Partisanen und Guerilleros angespielt.

153 Ebd. 317.

154 Ebd. 306.

Wieder rächt sich die Ironie: Der Waldgänger, der Anti-Nihilist, wird, weil er nichts zu sagen hat und eben deshalb tausend Worte macht, um nichts zu sagen, zum einzig wahren Nihilisten. So endet denn der *Waldgang* mit einer besonders ahnungsvollen Passage, in der dem Viel- und damit Nicht-Sinn der Worte im Plural die Tiefe und Bedeutungsschwere des einen Wortes entgegengesetzt wird, das aber natürlich nicht ausgesprochen wird. »Die Worte bewegen sich mit dem Schiffe; der Ort *des Wortes* ist der Wald.«<sup>155</sup> Nicht zufällig erinnert das an Heidegger. Jünger und Heidegger pflegen einen Jargon, der sich weigert, etwas auch mal im Ernst zur Diskussion zu stellen (denn dazu müsste man das große Wort, im Singular, auch mal aussprechen), und der sich dabei sehr effektiv den Anschein des Elitären gibt. Wer ihn in Frage zieht, wird abgefertigt: als Ignorant oder eben gleich als Nihilist und Zerstörer. Am Ende ist dann irgendwie alles eins und deshalb unaussprechbar: »Im Urgrund ist das Wort nicht Form, nicht Schlüssel mehr. Es wird identisch mit dem Sein.«<sup>156</sup> Und ganz wie bei Heidegger legt sich schließlich alles um das Nichts, die Leere, das Schweigen, die Stille: »Die Sprache webt um die Stille, wie die Oase sich um eine Quelle legt.«<sup>157</sup> Der Kampf dieser Antinihilisten ist selbst nihilistisch. Das kommt davon, wenn man nur »die Idee« hat, für die man kämpft, aber keine Idee, wovon die Idee noch Idee sein könnte.<sup>158</sup>

**Das Geisterheer.** Es könnte noch einen weiteren Aspekt in Jüngers Wahl des Waldgangs geben, einer, der Jünger selbst verborgen geblieben ist. Canetti ist aufgefallen, wie wichtig der Wald für die Phantasie der Deutschen und vor allem der deutschen Jugend war. Er schreibt:

---

155 Ebd. 371.

156 Ebd. 373.

157 Ebd.

158 Ich war bereit, es Jünger zugutezuhalten, dass er Drogen und Rausch ein Buch gewidmet hat. Doch die *Annäherungen* präsentieren in Wahrheit nur eine weitere Variante des Zelebrierens einer als erhebend empfundenen Metaphysik – diesmal sogar, ironisch genug bei dem Thema, besonders substanzlos. Das Buch ist der größtenteils belanglose und zunehmend unzusammenhängende Erguss eines alten Mannes, der sich den Anstrich der mystischen Tiefe zu geben bemüht ist. Viel ist vom »Namenlosen« und »Ungesonderten« die Rede, zu viel. Die Metaphysik vom Krabbeltisch ist wieder da, z.B.: »Das Mannigfaltige wird durchschritten und bleibt im wesenlosen Schein zurück.« (379) Dort, wo das wahre Sein geschieht, begegnet es als »Eintretendes«, das Geschehen selbst ist eben »Annäherung«. Es fehlen nicht die historischen Spekulationen: Offenbar leben wir in einer Zeit eines »Großen Übergangs«, der sich aber vor allen Dingen dadurch auszeichnet, dass man über ihn nichts Klares sagen kann. Wie immer gilt: Wenn man etwas benennen und diskutieren kann, dann muss es sich zwangsläufig um einen »kleinen Übergang« handeln. Man kann es nicht bestreiten, dass Jünger gelegentlich ein Gespür für Abgründiges hat; doch sobald er sich dann raunend darüber verbreitet (wie z.B. bei den Reflexionen über die Tiere gegen Ende), kommen doch wieder nur die abgedroschensten Phrasen heraus. Das freilich wird dann als Tiefsinn verkauft. Einmal glaubt man das vielleicht, aber am Ende camoufliert sich da schlichtweg denkerische Leere. Und das alles ist gekleidet in einen altertümelnden Stil, der wohl rauskommt, wenn jemand, dem der Stand im Wirklichen fehlt, versucht sich vorzustellen, was wohl guter Stil ist. Die Unechtheit der Sprache verrät die Unaufrichtigkeit der Gedanken. Wie jemand Jünger für einen großen Denker halten kann, bleibt schleierhaft.

Das Massensymbol der Deutschen war das *Heer*. Aber das Heer war mehr als das Heer: es war der *marschierende Wald*. In keinem modernen Lande der Welt ist das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland. Das Rigide und Parallele der aufrechtstehenden Bäume, ihre Dichte und ihre Zahl erfüllt das Herz des Deutschen mit tiefer und geheimnisvoller Freude. Er sucht den Wald, in dem seine Vorfahren gelebt haben, noch heute gern auf und fühlt sich eins mit den Bäumen. [...] Heer und Wald waren für den Deutschen, ohne dass er sich darüber im klaren war, auf jede Weise zusammengefloßen. [...] Der Knabe, den es aus der Enge zu Hause in den Wald hinaustrieb, um, wie er glaubte, zu träumen und allein zu sein, erlebte dort die Aufnahme ins Heer voraus. Im Wald standen schon die anderen bereit, die treu und wahr und aufrecht waren, wie er sein wollte, einer wie der andere, weil jeder *gerade* wächst, und doch ganz verschieden an Höhe und Stärke.<sup>159</sup>

Das heißt aber: Der Waldgang Jüngers ist der Akt des Einzelnen nur gezwungenermaßen. Es ist der Akt eines, der lieber im Heer seinesgleichen fände, der das aber, nach dem Ende der echten Heere, die es natürlich nur unter Fürsten geben kann, nicht mehr vermag. Da geht einer wandeln unter den *Geistern* der Waffenbrüder. Und in Wahrheit ist ja der Text nichts anderes: die durchgeführte Phantasie einer namen- und wortlosen Verbrüderung der freien Einzelnen, ihre Verschwörung, nicht mehr zu einem Heer, aber immerhin zu einer Elitetruppe. Es ist die zeitliche Umkehrung in Bezug auf den Knaben: die Nostalgie des verlorenen Heeres. Damit auch endlich, was Jünger seit 1920 literarisch zu erreichen suchte: eine Rechtfertigung und Rettung aller Opfer im Hohen, in dem, das alle einzelnen umfängt und sie in ihrer Gemeinschaft nach oben wachsen lässt.<sup>160</sup>

159 Canetti: Masse und Macht. 202f.

160 Höchst aufschlussreich sind auch Canettis Ausführungen über den Überlebenden, in dem er die Essenz des Machthabers erkennt. Das Überleben wird zu einer Art Sucht, die zugleich mit dem Unsterblichkeitsstreben korrespondiert. »Alle Absichten des Menschen auf Unsterblichkeit enthalten etwas von einer Sucht, zu überleben.« (ebd. 267). Das passt sehr gut auf Jünger, dessen *Stahlgewitter* einen Moment des Überlebens auf den anderen häufen. Jüngers »heroischer Realismus« erhält hiervon Aufklärung, denn der Held ist in Canettis Perspektive der, der oft und viele überlebt hat und in dem sich daraus ein »Gefühl der Unverletzlichkeit« eingestellt hat (ebd. 269); Jünger: »Ab und zu, beim Schein einer Leuchtkegel, sah ich Stahlhelm an Stahlhelm, Klinge an Klinge blinken [auch einen Wald also] und wurde von einem Gefühl der Unverletzlichkeit erfüllt.« (In *Stahlgewittern*. 103) Dieses Heldentum des Überlebenden wird als Auserwähltheit erfahren (Masse und Macht. 268). Wie es Jünger schreibt, dessen Überleben im Ersten Weltkrieg wieder und wieder dem Zufall geschuldet war: »Derartiges sieht man nicht als Zufall an.« (In *Stahlgewittern*. 119)

